Zeitschrift: Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Thurgau
Band: 35 (1895)
Heft: 35

Artikel: Johann Adam Pupikofer : Beiträge zu seiner Lebensbeschreibung
Autor: Meyer, Johannes
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-585182

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 19.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

bei dem Großen Rathe das Straßengeschäft über Märstetten und Wigoltingen zu betreiben an. Dies erweckte eine Reaction ohne mein Zuthun bei einer Gegenpartei. Der Kleine Rath, der gerne dem Geschäft Anstand gegeben und es noch Jahre lang liegen gelassen hätte, sah sich genöthigt, die Sache vor den Großen Rath zu bringen, der für die Straße über Eschigkofen entschied. Ich hätte die (Sache) liegen lassen, keine Straße über Märstetten erkannt, inzwischen aber den Gemeinden gerathen, die gegenwärtige Straße unklagbar herzustellen und dadurch gleichsam das Prävenire zu spielen.

Es war mir gleichgültig, was entschieden wurde. Daß die Sache diese Wendung nahm, interessierte mich nur deswegen, weil doch diejenigen, die über mein ehemaliges, nun verschwundenes Ansehen hohnlächelten, gleichsam in der selbst gemachten Falle gefangen wurden.

Den 9. Dezember. Man ist mit Einlegen des Rostes auf der Seite von Häusern fertig geworden, und das Gerüst wurde gestern abgebrochen. Das ganze Pfahlwerk zählt etwa 54 Pfähle, alle mit Spitzen von Eisen. — Mit der Einrichtung zum Einwuhren der rechten Widerlager wird heute angefangen. Man macht ein Gerüst über die Thur, um Holz und Steine hinüberzutragen.

Pfyn. **K. Schaltegger,** Pfarrer.

Johann Adam Pupikofer.

Beiträge zu seiner Lebensbeschreibung

von **Dr. Johannes Meyer.**

Die nachfolgenden Blätter sollen nicht als eine eigentliche Biographie des in so vieler Hinsicht um seinen Heimathkanton hochverdienten Mannes gelten, sondern nur Material dazu beitragen, das jetzt noch zur Hand ist, später aber vielleicht nicht mehr aufzutreiben wäre. Es besteht dasselbe aus Mittheilungen, die mir Pupikofer mündlich machte, aus wenigen autobiographischen Aufzeichnungen und aus Briefauszügen.

Als ich einmal gegen Pupikofer, mit dem ich in den siebziger Jahren häufig verkehrte, im Sommer 1879 den lange bei mir zurückgehaltenen Wunsch äußerte, er möchte doch, weil oft die verdientesten Männer in unserer eilfertigen Zeit der Vergessenheit anheimfielen, für

seine vielen Freunde und Bekannten den Verlauf seines an Arbeit und Wirksamkeit so vielseitigen und reichen Lebens zu Papier bringen: da wich er meinem Verlangen aus, versprach aber, mir vertrauensvoll das Wichtigste aus seinem Lebensgange zu erzählen, wobei er mir zugleich erlaubte, ich könne, wenn ich wolle, während seiner Erzählung und vor seinen Augen schriftliche Notiz davon nehmen. Von dieser Erlaubnis machte ich begreiflicherweise gerne Gebrauch, zum Theil weil ich wohl fühlte, daß er sich auf diese Art einer ihn drückenden Pflicht am bequemsten entledige. So führten wir denn in den beiden Monaten Juni und Juli des genannten Jahres unsern Vorsatz gemeinsam aus, und ich bin jetzt froh, daß mir diese Anregung bei ihm gelungen ist; denn drei Jahre nachher, am 28. Juli 1882, beschloß er 85 Jahre alt seinen Lebenslauf.

Zweimal habe ich aus diesen Aufzeichnungen ganz kurze Auszüge veröffentlicht, nämlich:

1) als Nekrolog in der Thurgauer Zeitung 1882, Nr. 180. 181. 182. 184. 185. 187. 188. 189 und 191 vom 1.—13. August.

2) Als Vortrag, gehalten in der 49. Jahresversammlung der Schweizerischen allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft am 2. August 1894 (abgedruckt in der Neuen Zürcher Zeitung 1894 Nr. 290. 291. 293. 295. 296. 297 im Feuilleton des Morgenblattes), worin Pupikofer nur in seiner Entwicklung als Geschichtschreiber des Thurgaus geschildert wurde.

Von autobiographischen Aufzeichnungen finden sich in Pupikofers Nachlaß ein Tagebuch, das er in seiner Jugend während seiner Schulzeit in Frauenfeld (vom 13. Mai 1813 bis zum 1. April 1815) führte, und der Anfang einer Lebensbeschreibung von 6 Oktavseiten, die er im Sommer 1817 niederschrieb. Diese, sowie eine Anzahl Briefe hat mir seine Tochter, Fräulein Julie Pupikofer in Bischofszell, zur Benutzung überlassen, wofür ich ihr hiemit wiederholentlich meinen verbindlichen Dank abstatte.

Alle diese in Schrift verfaßten Ueberlieferungen geben zwar kein lückenloses, aber doch werthvolles Material, das ich hier weitern Kreisen zur Kenntnis gebe, bald in extenso, bald auszüglich, wie es der Raum erlaubt oder gebietet. Wo ich kann, lasse ich den Mann selbst sprechen, wie er entweder zu mir geredet, oder, da es erlaubt sein wird, briefliche Mittheilungen als Ersatz für mündliche anzusehen, wie er an Freunde geschrieben hat.

Ergänzungen, die von mir herrühren, habe ich in kleiner Schrift

beigefügt; da und dort waren Lücken anzudeuten oder, wenn möglich, auszufüllen, um das Verständnis zu vermitteln und zu erleichtern; ich habe dabei, wie billig, die Sicherheit der Akten zu Rathe gezogen.

Um nichts zu vergessen, will ich hier noch die biographischen Arbeiten, welche andere über Pupikofer geschrieben haben, beifügen; ich habe sie jetzt nicht wieder gelesen, weil ich eine durchaus selbständige Arbeit liefern wollte. Der künftige Biograph mag einst alles benutzen, wie er es für gut findet.

von Mülinen Egb. Fr., Prodromus einer schweizerischen Historiographie. Bern 1874. Seite 87.

Dr. Joh. Adam Pupikofer. Nekrolog von Pfr. G. Sulzberger in Felben im Feuilleton der N. Zürch. Zeit. 1882, Nr. 215.

— Necrolog von Pfr. Jac. Christinger in der schweiz. Zeitschrift f. Gemeinnützigkeit. Jg. 1882.

Mémoires et documents publiés par la Société d'histoire et d'archéologie de Genève. Seconde Série. Vol. II.

Pupikofer. Artikel v. Prof. Ger. Meyer v. Knonau in der Allgem. Deutschen Biographie. Bd. 26 (1886), S. 710—712.

Verzeichnis seiner historischen Arbeiten im Anzeiger f. Schweizergeschichte. Neue Folge, Bd. 4, S. 97. 98.

Kindheit.

Johann Adam Pupikofer[1]), der Geschichtschreiber des Thurgaus, wurde, wie er selbst hervorhob, sechs Tage vor dem deutschen

---

[1] Man findet den Namen auf zweifache Weise geschrieben: entweder Puppikofer oder Pupikofer. Unser Geschichtschreiber setzte anfänglich und augenscheinlich nach herkömmlicher Sitte pp, später, etwa seit den dreißiger Jahren, p, ungefähr wie der schwäbische Dichter Hermann Kurtz sich seit dem „tollen Jahre" (1848) nur noch Kurz schrieb. — Wie der Name, so wird auch die Familie von dem Dörfchen Puppikon bei Rothenhausen herstammen. Von dem bei den alten Deutschen häufigen Personennamen Poppo bildete sich zunächst das Patronymikum Puppinc; die Höfe, auf welchen sich der eingewanderte Allemanne Puppink, der Nachkomme des Poppo, angesiedelt hatte, hießen Puppinchovâ, die Höfe des Puppink. Wollte man auf die Lage dieser Höfe hinweisen, so sagte man zi (thêm) Puppinchovum, später ze

Kaiser Wilhelm I., nämlich den 17. März[2]) 1797 zu Unter-Tuttweil bei Wengi im hintern Thurgau geboren.

Mein Leben reicht noch um drei Jahre in das 18. Jahrhundert zurück. Ich wurde zu der Zeit geboren, als der letzte eidgenössische Landvogt, ein Glarner Namens Hauser, die Polizei und Gerechtigkeit im Thurgau, wie es hieß, schlecht genug handhabte. Ich kann also nicht wie der um zwei Jahre jüngere Bornhauser[3]) sagen, daß der Freudenruf der erlangten Freiheit meinen Geburtstag verherrlicht habe; aber die Seufzer nach Freiheit und Selbständigkeit des Kantons waren doch damals schon in manchem Herzen rege, und mein seliger Vater gehörte zu den fleißigen Zeitungslesern, welche hofften, daß der Tag der Erlösung aus dem eidgenössischen Joche von Frankreich her anbrechen werde.

Die Pupikofer waren einst im obern Thurgau einheimisch und sind erst seit Ende des vorigen Jh. in den untern Thurgau gekommen. Unser P. stammte von Vaterseite vermuthlich aus Rothenhausen bei Bußnang. Leonhard P., der Großvater, ist, wie man mir meldet, wahrscheinlich bei Altenklingen gestorben; die Großmutter verlebte ihre Wittwenzeit in Bußnang. Andere Verwandte dieser Seite wohnten zerstreut in Engwang, Bußnang, Rothenhausen, Entenmoos und Ziegelhütte. Der Vater, Gottfried P., war von Beruf Metzger, verbürgert in Rothenhausen; er ließ sich aber in Unter-Tuttweil nieder

---

Puppinchoven, Puppikhofen, z' Puppike. Offenbar wanderte die Familie aus dem Dorfe aus und erhielt am neuen Niederlassungsorte ihren Namen Puppikofer zu einer Zeit, als das Dorf noch mit vollem Laute Puppikofen (und noch nicht verkürzt Puppikon) hieß. Einen Hans P. finde ich in dem Zinsrodel der Kirche Neukirch aus dem J. 1561 vor. Er wohnte zu Buhweil und zinste 10 Schill. von seinen Gütern (Arch. des St. Pelagienstifts).

[2]) Diesen Tag gab er immer selbst an und feierte ihn als Geburtstag. Wenn dagegen im Kirchenbuche der Pfarrei Wengi der 19. März verzeichnet ist, so hat man darunter den Tag der h. Taufe zu verstehen.

[3]) Thomas Bornhauser, geb. zu Weinfelden den 19. (26.) Mai 1799, gest. den 9. März 1856 als Pfarrer zu Müllheim. Seine Biographie von J. Christinger. Frauenf. 1875.

und betrieb hier landwirthschaftliches Gewerbe, besonders Wein- und Obstbau. Er war get. den 30. Juni 1763 und starb den 14. Dez. 1848.

Am 12. Mai 1795 verehelichte er sich mit Elisabetha Gubler von Unter-Tuttweil (get. 2. Febr. 1774, gest. 30. Jan. 1854). Von Seite der Mutter hatte unser P. viele Verwandte im hintern Thurgau, so daß seine beidseitige Verwandtschaft unter der ländlichen Bevölkerung des untern und des obern Thurgaus eine große Diaspora bildete, die nur mühsam Fühlung unter sich erhalten konnte.

Von den 10 Geschwistern des Geschichtschreibers starben viere gleich nach der Geburt; die überlebenden hießen: Gottfried (1800 bis 1877), Susanna (1804 bis 1836), Johannes (get. 28. Juni 1807, verehelicht den 25. April 1843 mit Sophie Scherrer, von 1848 bis 1861 Pfarrer in Berlingen, gestorben den 12. März 1867), Anna Barbara (1812—1893), Elisabeth (1817—1855).[4])

Ich war ein Kind von zwei Jahren, als der österreichische General Hotz mit einer Abtheilung der Armee des Erzherzogs Karl (im Mai 1799) vom Rheinthal her in die Schweiz einbrach, um hier die Revolution, welche alles umgeworfen hatte, zum Stillstand zu bringen, die Franzosen, welche das Land in ihrer Gewalt hielten, zu verdrängen und ruhigere Zustände herzustellen. Bei Tuttweil erreichte der Vortrab der Oesterreicher die Nachhut der Franzosen, und es entspann sich ein Gefecht, das wellenförmig sich nordwärts wälzte und bei Frauenfeld zu einem mörderischen Treffen zwischen Oudinot und Petrasch sich aufbäumte.[5]) Ich hörte von den Schrecknissen, welche sich dadurch in unserm Dörfchen verbreiteten, später als heranwachsender Knabe sehr oft erzählen, und diese Erzählungen prägten sich meiner Einbildungskraft so lebendig ein, daß es mir ist, ich hätte damals als Wiegenkind die Kugeln über die Dächer pfeifen und in die Scheunenthore einschlagen hören. Meine liebe Mutter aber packte

---

[4]) Ich verdanke diese Mittheilungen aus den evang. Pfarrbüchern der Güte des Hrn. Pfarrer Heim in Wengi.

[5]) Joh. Konr. Hotz (geb. 20. April 1739, gest. 25. Sept. 1799) aus Richtersweil im Kt. Zürich; üb. ihn die Biographie v. W. Meyer-Ott. Zür., Schultheß 1853. 430 Seiten. Hieher S. 253. 291—294.

ihr Herzenssöhnchen mit einigen Kostbarkeiten und mit einigen Brocken Brotes samt einem Gebetbuche in ein Kissen und floh mit der theuren Last den Abhang hinunter in ein walddichtes, tiefes Tobel, wo sie mit den Nachbarsfrauen ängstlich harrte, bis die Gefahr vorüber war und ein Trupp sich einquartierender Oesterreicher ihre vom Schrecken zitternden Kräfte wieder in reguläre Thätigkeit setzten. Wir Knaben wanderten später oft mit scheuer Ehrfurcht zu einem Birnbaum, an dessen Fuße ein in jenem Gefechte gefallener Oesterreicher verscharrt worden war. Ein in die Rinde des Baumes geschnittenes Kreuz bezeichnete die Ruhestätte des fremden Kriegers. Der Altschulpfleger Bommer von Bommershäusli, ein Mann von vielem Naturverstand, aber ebenso vielem Vorwitz, wollte bei dem Treffen zwischen den Oesterreichern und Franzosen auch ein wenig zuschauen, wie sich das Gefecht entwickelte; aber er wurde von den Kriegern als Spion angesehen und konnte sich mit genauer Noth in ein Haus auf dem Bühl retten, wo er sich unter den Rafen des Daches versteckte, und dort, von Kugeln umsaust, das Ende des Treffens mit großer Angst abwartete.

Auch vom Parteihasse hörte ich nachmals viel erzählen. Wir hatten einen Nachbar, Namens Höpli, der ein leidenschaftlicher Franzosenfreund war. Ihm und seinen Gesinnungsgenossen im Lande umher wurde vorgeworfen, daß sie es seien, welche die Franzosen ins Land gerufen hätten; daß es ihnen aber weniger um die Freiheit zu thun gewesen sei, als darum, das Vermögen der Besitzenden an sich zu reißen. Als daher jener Höpli einmal von einer politischen Versammlung, die zu Weinfelden gehalten worden war, nach Hause kehrte, verfolgte man ihn in Lommis mit Verwünschungen, gab Feuer auf ihn und setzte ihn so in Schrecken, daß er halb athemlos nach Hause kam und mehrere Tage sich verborgen hielt. Um dieselbe Zeit wurde von einigen Gegnern der Französelei der Freiheitsbaum zu Krillberg bei Nacht umgehauen. Als aber die Anhänger der neuen Zu-

stände von diesem Frevel hörten, sammelten sie sich voll Ingrimms gegen die Thäter. Zwei von diesen retteten sich auf einen Nußbaum, auf dem sie sich den ganzen folgenden Tag über verborgen hielten; ein anderer floh in sein Haus und versteckte sich im Bette, erlitt nun aber den Unfall, daß ihm alle Fenster seines Hauses durch Steinwürfe zerschmettert wurden, wobei ihm ein Stein auf das Bette und derart auf den Bauch fiel, daß er längere Zeit krank liegen mußte. Ein andermal verbreitete sich im Murgthal das Gerücht, daß die Bewohner des Tannegger Amtes hervorbrechen würden, um die Franzosenfreunde niederzumachen. Daher stellte man eine Schildwache auf den Landsberg bei Tuttweil. Nun sprang einmal diese Schildwache vom Posten weg und machte Lärm, indem sie meldete, daß eine lange Reihe von Mannschaft das Thal herunter ziehe. Da ergieng der Landsturm; alles gerieth in Bewegung und eilte der bedrohten Gegend zu. Allein die Feinde kamen nicht. Endlich fragte man die Wache genauer, wo sie denn den Feind wahrgenommen habe. Sie wurde auf den Wachtposten selbst geführt und wies dort mit neuem Entsetzen auf einen langen Zaun hin, den die getäuschte Einbildungskraft für eine Heeressäule gehalten hatte.[6]) Durch Gerüchte von Unruhen im Fürstenlande und im Tockenburg angelockt, erschienen einige Abtheilungen der franz. Truppen am 8. Mai in Tänikon und Tuttweil und rückten dann einerseits in das Land des Abtes, anderseits gen Frauenfeld vor. Beim Einmarsch dieser ersten Landesbeglücker war man so neugierig auf die fremden Gäste, daß das Volk

---

[6]) Ueber diesen Tuttweiler Schrecken vgl. Pupikofer, Gesch. des Thurgaus Bd. 2¹, 329. Bd. 2² b, 40 fg. — Leonhard Meister, Helv. Gesch. Bd. 3. St. Gallen 1815, Seite 372 verdreht die Thatsache so: „Auch von Fischingen aus zog ein Schwarm politischer Ikonoklasten bis nach Denikon und Kilchberg (sollte heißen: Krilberg), und aller Orten zerschmetterte er die Embleme der Freiheit; aller Orten bedrohte er die Freunde der neuen Constitution mit Sengen und Brennen."

haufenweise nach Ober-Tuttweil zog, um sie zu sehen und ihnen, als sie einquartiert wurden, als vornehmen Gästen mit allem aufzuwarten, was man herbeischaffen konnte. So kindisch war die Freude und der Jubel des Volkes, als ob das goldene Zeitalter angebrochen wäre. Aber die Einsichtigen und Besonnenen dachten anders; sie sahen voraus, daß mit dieser welschen Freiheit auch socialistische Bestrebungen an die Oberfläche traten; sie scherzten zuweilen, daß mit der Freiheit auch die „Gleichheit" komme; denn bald werde der Reiche mit dem Armen betteln gehen. Indessen wurden solche Scherze von den Franzosenfreunden grimmig zurückgewiesen, und es wurde von ihnen eine Intoleranz gegen ihre Widersacher in politischen Dingen ausgeübt, gegen welche weiland die kirchliche Intoleranz ein Kinderspiel war.

Ein Jahr lang dauerte diese Tyrannei, die im Namen der Freiheit im Thurgau waltete; da wandte sich das Blatt. Es erschienen, wie ich oben erzählt habe, die Oesterreicher vom Rheinthal her ins Land. Beim Einrücken derselben zogen ihnen die Männer der unterdrückten Partei jubelnd mit dem Rufe entgegen: „Der Brotvater kommt! der Brotvater kommt!" Der österreichische Soldat nahm aber wenig Notiz davon, sondern forderte zunächst Knödel, bis er sich gesättigt hatte. Es folgte das Treffen bei Frauenfeld am 25. Mai 1799. Und als die Oesterreicher wieder fortzogen, erhoben sich die Franzosenfreunde abermals gegen die „Kaiserlichen." Nicht zufrieden, ihrer zu spotten, setzten sie dem hitzigsten derselben dermaßen zu, daß er seine Sicherheit auf einem Nußbaume suchte und Nacht und Tag in seinen Zweigen sich verbarg, bis die allgemeine Ruhe und Stille ihn überzeugte, daß der Sturm vorüber sei. Aehnliche Gerüchte, daß die Reformierten auf den Tod der Katholiken sännen, oder daß in diesem oder jenem Kloster Zurüstungen gemacht würden, um alle „Lutherischen" zu morden, wiederholten sich noch öfter, so daß selbst die Kinder beider Confessionen im Dorfe sich ordentlich vor einander zu fürchten anfiengen.

Im Anfang des Winters von 1799 waren die Oesterreicher in Folge der Schlacht von Zürich und mit ihnen auch die Russen genöthigt, sich über den Rhein zurückzuziehen, und es rückten also statt der Oesterreicher die Franzosen wieder ein. Um sich in ihrer Position zu befestigen, warfen die Franzosen zwischen Dießenhofen und Schaffhausen Schanzen auf oder vielmehr requirierten sie aus der Umgebung und weiter her Arbeiter aus den Dörfern, dazu Stroh, Heu, Wagen und Zugvieh. Meine sel. Mutter erzählte oft mit nachhaltiger Wehmuth, wie der Vater am Weihnachtstage einen solchen Requisitionswagen habe aufrüsten müssen bei einer Kälte, die so grimmig gewesen, daß ihm Stücke Haut von den Fingern an den Eisentheilen des Wagens angefroren hängen geblieben seien. Was die mitziehenden Schanzarbeiter und Fuhrleute, die bei ihren Arbeiten den Schüssen der jenseitigen Feinde ausgesetzt waren, zu erwarten hatten, malte sich die Phantasie der daheim gebliebenen Väter und Mütter mit den gräßlichsten Farben aus, so daß ein allgemeines Wehklagen die Scheidenden begleitete. Indessen kamen nach kurzer Zeit alle mit heiler Haut wieder nach Hause; nur die mitgenommenen Vorräthe blieben verloren. Für die Lieferungen wurden zwar jedesmal Gutscheine ausgestellt; allein niemand wollte diese für baare Münze annehmen. In dem einzigen Vierteljahre vom 21. September bis zum 20. Dezember 1799 betrugen die Zwangslieferungen theils an die österreichischen, theils an die französischen Truppen über eine Million Gulden.[7])

Diesen einzelnen Zügen aus der Revolutionszeit könnte ich leicht manche andere ähnliche anschließen und zu einem düstern Gemälde zusammenstellen. Es dürfte namentlich auch in den Vordergrund gestellt werden, daß die Einfuhr des Getreides aus Schwaben durch die Oesterreicher gesperrt war und das Pfund

---

[7]) Bei einem Rechnungsabschlusse in Frauenfeld vom 4. Nov. 1801 erforderte die Deckung des Deficits eine 35fache Vermögenssteuer. Msc. des Reg.-Rath Mörikofer im Stadtarchiv.

Brot auf 14 und 15 Kreuzer, an manchen Orten noch zu höherm Preise gesteigert wurde.

Nach dem Abschlusse des Friedens zu Luneville (9. Febr. 1801) hätte man denken können, daß die Ruhe nun in unser Vaterland einkehren würde. Allein bei aller trostlosen Lage begannen jetzt die Reibereien zwischen den Parteien der Einheitsfanatiker und der Kantonstreuen neuerdings, und noch lange dauerte der Streit, bis im J. 1803 der gewaltige Bonaparte dazwischen trat. Jetzt erst unter dem fremden Schutze des „erhabenen Vermittlers" (wie die Schmeichelei ihn nannte) konnte man darauf denken, die der Volkswohlfahrt beigebrachten schweren Wunden zu heilen. Zu Stadt und Land gab man das Politisieren allmälig auf, nahm die Geschäfte des Friedens wieder ernstlicher an Hand und arbeitete mit Eifer und Fleiß, damit man sich in der allgemeinen Schuldennoth nur auch über Wasser zu halten vermochte. Die gallischen Apostel der Freiheit, die unser „Bestes" gewollt, hatten es in der That reichlich weggenommen, und das Schweizervolk war für längere Zeit vom Phrasenfieber geheilt.

Zu jener Zeit traten fast unmerklich Aenderungen in den Sitten unseres Volkes ein. Schon die Nahrungsweise wurde zu Stadt und Land anders. Zwar behauptet sich im Thurgau der altdeutsche[8]) gesunde und kräftige Haberbrei, dick aufgekocht und mit Milch genossen, in jedem Hause vor Beginn und nach Schluß des Tagewerkes. Allein das Mittagsmahl wurde seit der Zeit, wo die Kartoffeln den Eßtisch zu erobern und die Hülsenfrüchte zu verdrängen begannen, weniger stärkend und nahrhaft. Fleisch zu essen erlaubte man sich nur an Sonn- und Feiertagen oder in schwerer Arbeitszeit, und so sehr hielt der gemeine Mann

[8]) Schon Plinius, hist. natur. 18, 44 berichtet, daß das Habermus die Hauptspeise der Germanen sei: Germaniæ populi serunt avenam neque alia pulte vivunt. Er schrieb um die Mitte des ersten Jh. nach Chr.

auf dem Lande und selbst in der Stadt den Genuß von Fleischspeisen für schädlichen Luxus, daß er selbst im Hungerjahre 1817, wo die Viehpreise außerordentlich niedrig standen, lieber hungerte, als Fleisch aß. Neben Mehlspeisen mit gekochtem Obst bildeten Kartoffeln seit der Revolution mehr und mehr das wichtigste Nahrungsmittel; oder man wechselte, zumal im Winter, ab mit Sauerkraut, welches man vormals lediglich aus Stoppelrüben, später aus einem Gemenge von Stoppelrüben und Kohl bereitete; als Beigabe dazu genoß man „Gumpist",[9]) so nannte man das in Salzwasser eingelegte und dadurch gesäuerte Obst; „Gumpistäpfel" und „Gumpistbirnen" waren besonders uns Kindern ersehnte Leckerbissen. Wollte man über Feld und Land nach der Stadt gehen, so steckte man gedörrtes Obst in die Tasche und erlaubte sich den Luxus der Einkehr im Wirthshause allenfalls nur, wenn man gute Geschäfte gemacht hatte.

Auch eine Menge zum Theil hübscher und unschädlicher Sitten kamen in Abgang. Am ersten Sonntage im Mai wurde in jedem Dorfe von den jungen Mädchen eine Tanne mit Blumen und Kränzen, Bändern und Flittern geschmückt und von den jungen Burschen auf dem größten Platze am Brunnen als Maibaum aufgerichtet. Die Erinnerung an den jakobinischen Freiheitsbaum aber mit seiner dürren Symbolik und seinen wilden Tänzen verdarb dem jungen Volk seinen Spaß, und schon gegen die zwanziger Jahre wurden keine Maibäume mehr gepflanzt. Aehnlich gieng es mit den Bannumzügen. Im Frühling, wenn die Sommerfrüchte bestellt und die Zelgen eingehegt waren, dann schaarte sich Jung und Alt zu einem Zuge und folgte unter klingendem Spiele den Grenzen des Dorfbannes entlang den Dorfvorstehern, welche die Marksteine besichtigten, feststellten oder neu einsetzten und ab und zu einem Jungen eine schallende Ohr-

[9]) Ein in unsern Dialekt eingedrungenes Fremdwort von dem altfranz. composte, jetzt compote.

feige gaben, damit er zeitlebens bis ins hohe Alter sich an die Stelle erinnere, wo in seiner Jugend die Dorfmark sich befand.

Noch war das Volk reich an Sagen und Märchen, von denen mir manche, die ich damals als Kind hörte, noch in Erinnerung geblieben sind. Hievon nur zwei. Das Dorf Wittenwyl hatte bis zum Schlusse des vorigen Jahrhunderts lauter „Ammann" zu Bewohnern, und die Bürger wachten eifersüchtig darüber, daß kein anderes Geschlecht in das Dorf eindringe. Nun wußten die Leute dort Geschichten von einem merkwürdigen Ammann, genannt der kleine Hans, der freilich seinen Thaten nach eher den Namen des starken verdient hätte. Der Vater des Kantonsraths Ammann in Wittenwyl erzählte, daß sein Vater den Panzer und den eisernen Stab des kleinen Hans geschmiedet habe. Mit diesem Stabe habe derselbe ein Schiff voll Feinde zu Konstanz in den Grund gestoßen. Ein weiteres Zeugnis seiner Stärke sei, daß er den Klöpfel der großen Glocke im Münster zu Konstanz allein auf die Glockenstube getragen habe. Man zeigte noch das Haus, worin er wohnte; aber es war nicht größer als jedes andere. Auch war noch ein großer mit Eisen gebundener Wetzstein, der ihm gehörte, in diesem Hause zu sehen. Zur Belohnung seiner Verdienste um die Stadt Konstanz erhielt er für sich und alle seine Nachkommen das Recht der Zollfreiheit. Es gieng auch um Konstanz herum die Sage, daß ein thurgauisches Geschlecht beim Verkehr mit der Stadt Zollfreiheit genieße. — Folgendes soll um das J. 1800 geschehen sein. Zwischen Wülflingen und dem daran stoßenden Berge liegt ein wüstes, wildes Thal, genannt das Rumsthal. Eine Frau aus Tuttweil gieng mit ihrer Tochter dorthin, um Weidenschößlinge abzuschneiden. Da hörte das Mädchen rings um sich Steine fallen, gerieth darob in Furcht, man werfe nach ihr, sah aber niemand und floh zu ihrer etwas entferntern Mutter, indem sie ihr klagte, man habe mit Steinen nach ihr geworfen; die Mutter aber entgegnete, sie höre ebenfalls umher Steine fallen. Schaudernd

flohen sie zum Meier, mit dem sie freundschaftlich standen, und dem sie ohnehin einen Besuch machen wollten. Sie klagten ihm, was ihnen zugestoßen sei. Da lachte er und sagte, ihm sei solches schon oft begegnet, wenn er an einem Frohnfastentag dort gearbeitet habe; das Vieh werde dann auch ganz scheu, so daß man jede Arbeit aufgeben müsse. Mir erzählte diese Begebenheit die erwähnte Tochter, spätere Frau Ammann Höpli in Unter-Tutweil. Ein andermal vernahm ich aus dem Munde des alt Gemeindeammann Bommer, daß man im Dorfe Ober-Tutweil, besonders in der Nähe der dortigen uralten Capelle[10]) und in einigen Aeckern und Wiesen östlich von derselben, beim Bau der Straße und bei Grundlegung neuer Gebäude, viele Todtengerippe gefunden habe, welche reihenweise, die Füße alle gegen Sonnenaufgang, dagelegen hätten.

Derartige Erzählungen prägten sich mir tief ins Gedächtnis und boten meiner Phantasie nicht geringe Nahrung; denn diese Quelle der Anregung floß damals noch sehr ergibig. Es braucht indessen kaum betont zu werden, daß meine Erziehung nicht in Aufnahme von Schauergeschichten aufgieng, sondern daß ich inzwischen in Haus und Schule zu allerlei Leibes- und Geistesarbeit angehalten wurde. Vom sechsten bis zum dreizehnten Altersjahre (1803—1810) besuchte ich die Dorfschule meiner Heimat. Sie war nach altem Stil eingerichtet; aber man lernte wirklich lesen, schreiben und rechnen, trotzdem daß 50 Schüler sie besuchten. Beim Unterricht im Rechnen verarbeiteten wir das ganze Lindauer Rechnungsbuch, welches damals allgemein in unsern Schulen beliebt war. Der Schulmeister (Kocherhans hieß er) mußte übrigens einen von den Fortbildungskursen mitmachen, deren mehrere seit der Mediation durch den Schulrath veran-

[10]) Ueber diese Capelle in Ober-Tuttweil und die Spuren älterer Ansiedelungen, welche daselbst in den Jahren 1780 und 1800 gefunden wurden, sehe man die Geschichte der Kirchgemeinde Wängi von J. A. Pupikofer. Frauenfeld, Beyel 1848. 8°. S. 4. 17.

staltet wurden, damit die Lehrer etwas von der neuen durch Pestalozzi betriebenen Lehrart erfaßten.

Da man zu jener Zeit noch die verständige Ansicht hegte, daß nicht allein der Unterricht in der Schule, sondern ebenso wohl die Arbeiten in Haus und Feld für die Kinder lehrreich, geistesbildend und kräftigend seien, so mußte ich später als heranwachsender Junge während der vielen freien Zeit, die mir die Schule übrig ließ, Hand anlegen lernen: im Frühling das abgeschnittene Rebholz auflesen, Wiesen ausrechen, beim Pflügen das Zugvieh treiben, im Sommer bei der Heu- und Getreideernte mithelfen, im Herbste das Vieh auf die Weide treiben und hüten, Stoppelrüben ausziehen, auch im Hause allerhand besorgen. Man befand sich damals bei uns in den Anfängen der Stallfütterung, nachdem der Weidgang durch das Gesetz abgeschafft war; da hatte ein Knabe viel zu lernen in Scheune und Stall: Heu rüffeln, Stoppelrüben klein hacken, Futter in die Raufe geben u. s. w. Es versteht sich, daß man das alles progressiv, dem Alter und den Kräften angemessen, lernen und üben mußte. Wer aber in seiner Kindheit, vom achten bis zum vierzehnten Jahre nicht schon zu diesen und jenen, seinem Alter und seinen Kräften angemessenen Hantierungen, wie sie die Haus- und Landwirthschaft mit sich bringt, angehalten wird: der lernt nicht nur diese kleinen, aber sehr wichtigen Geschäfte nicht, er verliert überhaupt den Geschmack an den ländlichen Arbeiten. Darum sündigt die Schule, wenn sie hochmüthig auf die Kinderarbeit in der Wirthschaft herabsieht und die Kinder nicht eifrig genug in die Schulstube bannen und mit Hausaufgaben belasten kann, nicht nur gegen die naturgemäße Erziehung der Jugend auf dem Lande; sie gefährdet auch, wo ihrem Fanatismus nachgegeben wird, nachgerade unsere ganze Landwirthschaft; denn die Jugend gewöhnt sich, es als eine höhere Lebensaufgabe zu betrachten, wenn sie nothdürftig ein Aufsätzchen kritzeln und allerlei Gedächtniskram aus den Realien hersagen kann, als

wenn die Eltern sie anhalten und lehren, das Vieh richtig zu füttern, eine Wiese hübsch zu reinigen, eine Rebe correkt zu beschneiden. Die Flucht des Landvolkes vom Pfluge zur Feder, von der Scholle zur Tinte, vom Felde ins Bureau, vom Lande zur Stadt, die Beraubung des Landbaues von den nothwendigen Arbeitskräften sind Erscheinungen, welche die moderne Schulwuth zwar nicht allein, jedoch unstreitig mitverschuldet hat.

Bei all unserer Arbeit kamen wir an Spiel und Erholung damals nicht zu kurz; besonders im Winter, wo die Feldarbeiten ruhten und man uns im Hause weniger Geschäfte zumuthete, hatten wir neben der Schule viel Zeit zu kindlichen Freuden. Am Tage tummelten wir uns im Freien, bauten Schneemänner und machten Schneeballen; des Nachts trieben wir weniger geräuschvolle Spiele in der warmen Stube, oder hörten zu, wenn die Leute Geschichten erzählten, oder besahen Bilder, zumal die Kupfer der Hausbibel. Als ich älter wurde, interessierte mich die mit Holzschnitten geschmückte alte Chronik von Joh. Stumpf, aus der ich mir allmälig alle thurgauischen Burgen und Wappen einprägte. Ich gewann dadurch Freude am Lesen alterthümlicher Bücher, besonders der in jedem Hause damals vorhandenen Volksbücher vom Till Eulenspiegel, Kaiser Octavian, St. Genovefa, der schönen Magelone. Durch das Lesen dieser romanhaften Bücher und eines wirklichen Romans „Bellamiras und Alexanders wohlbelohnte Liebesprobe“,[11]) welchen mir mein Vater einmal naiver Weise aus seiner Heimat mitgebracht hatte, ward ich in früher Jugend schon auf den Enthusiasmus der Liebe und Freundschaft aufmerksam gemacht, deren zarte Bande ich,

[11]) Der Titel heißt eigentlich: Der getreuen Bellamira wohlbelohnte Liebesprobe oder die triumphierende Beständigkeit, in einem curieusen Roman der galanten Welt zu vergönnter Gemüthsergötzung an das Licht gegeben. Lpz., Weidmann 1692. 2. Aufl. Ebendas. 1715. 8⁰ Der Verf. Aug. Bohse (1661—1730) schrieb auch unter dem Pseudonym Talander.

wie das ja allgemein, mehr als man ahnt, in dem Alter von 10—13 Jahren geschieht, mit Eifer anzuknüpfen suchte. Der gleiche Trieb zog auch eine Anzahl Knaben in meine Freundschafts-Sphäre, und alle schienen sich dies zur Ehre anzurechnen; denn ich stand schon lange im Rufe einer außergewöhnlichen Geschicklichkeit, die allen damals schon größere Erwartungen von mir einflößte, als die waren, zu denen sie meine niedrige Geburt bestimmte. So kam es, daß ein Knabe des Schulmeisters in Holzmannshaus einen Briefwechsel mit mir anzuknüpfen suchte, ohne daß ich ihn je vorher gesehen oder mit ihm gesprochen hatte; unsre Herzen empfanden freilich so wenig Neigung zu einander, daß es offenbar war, sein Vater oder sein Bruder seien eigentlich die Urheber unsers papiernen Verhältnisses, was sich vorzüglich aus den fremden und gelehrten Worten und Redensarten, die oft in den Briefen vorkamen, erweisen ließ. Es ist begreiflich, daß eine solche Freundschaft keinen Bestand hatte.

Inzwischen war unsre Familie auf vier Kinder angewachsen. Vater und Mutter mußten, ob sie gleich nicht gerade in dürftigen Verhältnissen lebten, sich doch wacker ins Zeug werfen, um den Haushalt vorwärts zu bringen. Es stellte sich allmälig heraus, daß ich mit meiner etwas schwachen Konstitution zum Feldbau und andern mühsamen Handarbeiten nicht recht geeignet sei, daß aber meine guten Geistesanlagen mich für einen entsprechenden Beruf wohl tauglich machten. Mein Vater meinte daher, ich sollte mein Brot als Schreiber in einem Geschäfte verdienen können, und ich war auch damit einverstanden. Zu diesem Zwecke sollte ich aber noch ein wenig besser geschult werden, und man kam deshalb überein, mich nach Frauenfeld in die Schule zu schicken.

Schulbesuch in Frauenfeld.

Am 10. April des Jahres 1810 gieng ich mit meinem Vater nach Frauenfeld, voll Erwartung, in welche Klasse ich aufgenommen werden, welche Zukunft mir überhaupt bevorstehen würde, was die Stadtjungen für Leute seien, und wie ich als Bauernknabe mit ihnen verkehren könnte.

Die Stadt Frauenfeld hatte seit der Reformation nach Konfessionen getrennte Schulen, und zwar je eine deutsche und je eine lateinische Schule.[12]) Lange Zeit begnügte man sich in der deutschen Schule der evangelischen Commüne mit einer einzigen Classe, die weil nicht allgemeiner Schulzwang herrschte und die Ergeten-Vorstadt (wenigstens um 1731) eine eigene Schule unterhielt, genügen mochte. Als aber der Eisenhändler Vogler im Frühjahr 1782 dem wachsenden Bedürfnis nach besserer Beschulung durch ein namhaftes Legat entgegenkam, wurde schon damals eine zweite Klasse eingerichtet, zuerst provisorisch, später definitiv. Der erste Präceptor bezog eine Besoldung von 140 Gulden nebst Naturalzulagen in Scheit- und Reisigholz, der zweite eine solche von 170 Gulden mit Holz; außerdem bekam ein jeder beim Examen 12 Buch Handpapier. Weil aber die Commüne diese Löhnungen auszahlte, so brauchten die Eltern kein Schulgeld zu entrichten. Allmälig entstand auch Mangel an Platz. Das bisherige Schullokal, die ehemalige Niederstube der Konstafler auf dem untern Thore, wollte nicht mehr genügen. Schon nach dem ersten Brande (den 19. Juli 1771) erwarb die Pflegschaft im August 1782 die Hofstatt des ehemaligen Wohnhauses von Baron Würz (wo jetzt das evangelische Pfarrhaus steht) um 30 Louisdor und besaß ohnehin schon längere Zeit gleich nebenan die Hofstatt des ehemaligen Hauses der Herren Wehrli v. Gryffenberg (wo jetzt das Haus des Herrn Walder, Buchbinder, steht). Bei dem Brande vom 24. November 1788, von welchem vorzugsweise der untere Stadttheil betroffen wurde, gieng das alte Schullokal auf dem untern Thore in Feuer auf, so daß jetzt gebaut werden mußte. Man erachtete es für zweckmäßig, auf den Hofstätten neben der Kirche zwei Schulhäuser nach dem Bauplane des Baumeisters Schiegg von Steckborn zu erstellen, welche bis zu Weih-

[12]) Ueber das Schulwesen der Stadt Frauenfeld sehe man Näheres in unsern Beiträgen Heft 22, S. 10—71, und Pupikofers Gesch. der Stadt Frauenfeld S. 171. 178. 317. 381. 440.

nachten 1792 unter Dach kamen und im folgenden Jahre bezogen werden konnten. Zu Lichtmeß 1790 wurde das Einkommen des Unterlehrers auf 250 Gulden, dasjenige des Oberlehrers auf 300 Gulden erhöht, zugleich aber beschlossen, daß die Mädchen von den Knaben getrennt und außer in den erforderlichen Schulfächern in der Führung eines Haushaltungsbuches und im Nähen und Stricken unterwiesen werden sollten. Diese Mädchenschule wurde später in das Haus, in welchem jetzt die Apotheke des Herrn Schild sich befindet, verlegt. Als Unterlehrer wurde am 1. Sept. 1785 Adam Gubler von Osterhalden bestellt; als Oberlehrer amtete nach dem Tode des Präceptors Mörikofer († 1790) der Chirurg Rudolf Dumeli (vom 9. Februar 1790 bis 8. Jan. 1794), der mit 3 Louisdor pensioniert wurde; nach ihm wurde eine Zeitlang die ganze Knabenschule von dem Lehrer Gubler besorgt. In der Mädchenschule wohnte und unterrichtete Daniel Kappeler von 1796 bis 1832.[13]) An Gublers Stelle kam im J. 1811 der Präceptor Konrad Tuchschmid von Raapersweil.

Die evangelische Lateinschule war eigentlich nichts anderes als was wir heutzutage eine Sekundarschule nennen; man lehrte und lernte darin: Religion, Lateinisch, Französisch, Geschichte, Geographie, Arithmetik und Schreiben. Die Besoldung des Provisors, wie hier der Lehrer hieß (gewöhnlich war es ein Theologe) betrug 253 Gulden Fixum und dazu von jedem Schüler einen Gulden Schulgeld. Provisoren waren: Jakob Gutmann 1781—1785, Hans Locher 1785—1786, Jakob Deggeler 1786—1797, Georg Kappeler 1797—1804, J. C. Häfeli 1804—1808. Als dieser letztere durch ein Gedicht „der Janustempel" im St. Galler Erzähler den Kriegsdurst und seine verderblichen Folgen schilderte, entgieng er einer härtern Ahndung nur schwer.[14]) Auf ihn folgte im Herbst 1809 als Provisor Niklaus Luttringshausen, der seit 1807 Vikar in Bremgarten gewesen war. Er blieb nur bis Ende September 1810, und nachher versah Georg Kappeler die Stelle noch einmal, aber nur provisorisch unter der Bedingung, daß er nicht mehr als 22 Stunden zu geben habe und diese im Pfarrhause halten dürfe.

---

[13]) Ueber ihn und seine Lebensumstände ist nachzusehen Heft 34, S. 7—9, wo noch beizufügen ist, daß, nachdem er seine Ausbildung in Zürich vollendet hatte, er zwei Jahre lang eine Hauslehrerstelle in Glarus inne hatte, und dann erst die Stelle in Frauenfeld 1796 antrat.

[14]) Einige Notizen über Häfeli († 30. Okt. 1812) finden sich in der Beilage zu Nr. 48 der Thurg. Ztg. v. 1812 aus dem St. Galler Erzähler.

Georg Kappeler,[15]) geb. den 24. Januar 1775 zu Frauenfeld, trat 1790 in das Collegium humanitatis in Zürich ein, wo er von den Lehrern geschätzt und ausgezeichnet wurde. Nachdem er seine theologischen Studien vollendet hatte, begab er sich zur Erlernung der französischen Sprache nach Neuenburg, von da als Erzieher nach Trogen in eines der Zellwegerschen Häuser. Aber bald, im Jahre 1797, erhielt er den Ruf nach Hause, um hier das Provisorat zu übernehmen. Es kam dann die Revolution, welche das Schulhalten schwierig machte, und die Helvetik, welche viel anstrebte und wenig ins Leben führte. Der feurige junge Mann ward von den Freiheitsideen der Zeit ergriffen und begrüßte mit idealer Begeisterung die Umgestaltung der Helvetik, welche den Thurgauern die Selbständigkeit und die Gleichberechtigung mit den übrigen Eidgenossen gab. Aber er ließ es nicht beim Schwärmen bewenden; er legte selbst Hand an, um das politische und das Kulturleben in seinem Kanton zu fördern. Er brachte es als Mitglied und Aktuar des Schulrathes zu stande, daß die Schulmeister beider Konfessionen zu Bildungskursen einberufen wurden, um sich mit der neuen Pestalozzi-Zellerschen Unterrichtsweise bekannt zu machen; durch ihn fand der junge Wehrli den Weg nach Hofwyl, um später in Kreuzlingen die Leitung des thurg. Lehrerseminars zu übernehmen. Obwohl berufen, vorzugsweise für die geistigen Bedürfnisse seiner Mitbürger zu sorgen, übersah er doch die leiblichen Bedürfnisse derselben nicht; er verschaffte in den Jahren der Theurung vielen Darbenden Nahrung und Hilfe. Die damalige Wahlbehörde wußte diesen Pflichteifer und diese Vorliebe zu gemeinnütziger Wirksamkeit auch dermaßen zu schätzen, daß sie ihm keine Beförderung auf eine Pfarrstelle gewährte, bis die Gelegenheit eintrat, ihm die Pfarrstelle in Frauenfeld zu übertragen und ihn auf solche Weise am Orte des Regierungssitzes festzuhalten. Die schmerzlichen Erfahrungen seines Berufs- und Amtslebens, die traurigen Welt- und Vaterlands-Begebenheiten aller Art

---

[15]) Ueber ihn: „Kurzes biographisches Denkmal auf Herrn Georg Kappeler, gewesenen evangelischen Pfarrer zu Frauenfeld, der schweiz. Gemeinnütz. Gesellschaft vorgelegt im August 1819 von Salomon Vögelin, Pfarrer an der Waisenkirche in Zürich" im Gemeinnützigen Schweizer Bd. III, Zürich 1819, S. 253—265, theilweise wörtlich, theilweise mit Zusätzen v. Pupikofer wieder abgedruckt in diesen Beiträgen Heft 11, S. 93—99. Auszüge daraus im Neujahrsblatt der Stadtbibliothek in Zürich 1884, S. 16.

hatten ihn allmählig von seiner Jugendschwärmerei ernüchtert und ließen ihn jetzt das Finstre in den Dingen dieser Welt mehr als nöthig entdecken, ohne daß seine Thätigkeit dadurch wesentlich gelähmt worden wäre. Doch setzte der Tod ihm ein frühes Ziel; er starb am 6. September 1818 im Alter von nur 43 Jahren.

Ich wurde in die deutsche Knabenschule aufgenommen, konnte aber schon den folgenden Monat in die Lateinschule aufsteigen, an welcher damals der Provisor Luttringshausen unterrichtete. Kost und Logis genoß ich anfangs nicht in Frauenfeld, sondern in dem nahen Neuhausen[16]; erst später kam ich in die Stadt zu Präceptor Kappeler (in der jetzigen Apotheke des Hrn. Schild). Zunächst besuchte ich, wie es mein Vater gewünscht hatte, den französischen Unterricht; denn ich sollte ja bald als Lehrling in ein Geschäft treten. Allein einer meiner Mitschüler, Adam Vogler, der lateinisch lernte, überredete mich, dies auch zu thun. Ich folgte seinem Antrieb und bat Herrn Luttringshausen, mich zu seinem Unterrichte zuzulassen, indem ich versprach, mir recht Mühe zu geben, um meinen Mitschüler einzuholen. Nachdem er mir die Erlaubnis ertheilt hatte, machte ich rasche Fortschritte. Der Provisor gab mir für die zweite Stunde einige Zeitformen von amare zu memorieren auf; ich aber konnte ihm die ganze Konjugation fix und fertig hersagen. Für die dritte Stunde lernte

[16]) Dieses Neuhausen hieß damals (wie jetzt noch bei ältern Leuten) Wüsthäusli und zählte einst 14 Häuser. Am Morgen des 30. Aug. 1800 hatte ein Schadenfeuer, vom Wind unterstützt, fast den ganzen Weiler in Asche gelegt. Zwischen 8 und 9 Uhr war es in der Wohnung des Ulrich Mayer älter in einer Kammer ausgebrochen, während die meisten Einwohner auf dem Felde beschäftigt waren. Vom ganzen Dörfchen waren nur noch 2 Häuser nnd eine Trotte stehen geblieben; 12 Häuser mit ihren Scheunen und Stallungen waren niedergebrannt; 18 Haushaltungen, 62 Personen zählend, waren in einen Schaden gerathen, den man damals auf 17,880 Gulden 37 Kreuzer berechnete. Allmälig erhob sich der Weiler wieder aus der Asche; bei der Volkszählung von 1880 rechnete man in Neuhausen (mit Speicher), wie es nun schon lange offiziell heißt, 20 Häuser, 26 Haushaltungen und 135 Einwohner.

ich docere, für die vierte legere, und in wenigen Tagen hatte ich alle vier Konjugationen inne. In Zeit von einem halben Jahre stand ich Voglern an Kenntnissen gleich; ja, als wir anfiengen, schriftliche Uebersetzungen, oder argumenta, wie man sie damals nannte, zu machen, lief ich ihm den Rang ab und gewann ihm bei der Lokation den Vorsprung. Hr. Luttringshausen muß mich wegen meines Fleißes liebgewonnen haben; denn als er im Herbste meines ersten Schuljahres seine Stelle in Frauenfeld aufgab, schenkte er mir zum Andenken ein griechisches Neues Testament, von dem ich freilich vor der Hand noch keinen Gebrauch machen konnte.

Herr Pfarrer Georg Kappeler, der das Provisorat der Lateinschule früher eine Reihe von Jahren inne gehabt hatte, ließ sich bereden, dasselbe den Winter über in etwas verkürzter Stundenzahl neben seinen geistlichen Geschäften provisorisch zu versehen, bis die erledigte Stelle wieder ordentlich besetzt würde.[17]) Als er den Unterricht übernahm, wollte er mir verwehren, beide Sprachen neben einander zu erlernen und machte mir aus Furcht, es könnte mir Schaden bringen, Vorstellungen darüber. „Weshalb willst du noch Latein lernen und nicht lieber Französisch allein? fragte er mich. Warum bist du überhaupt nach Frauenfeld zur Schule gekommen? Was willst du denn eigentlich werden?“ „Mein Vater, gab ich zur Antwort, fand, ich sei als schwächlicher Junge zum Feldbau oder einem andern Geschäfte, bei dem es anstrengender Handarbeit bedarf, untauglich; er meinte, ich sollte dereinst mein Brot als Schreiber in einem Geschäfte verdienen können, wenn ich etwas besser geschult wäre.“ „Laß deinen Vater zu mir kommen! Ich werde mit ihm darüber sprechen.“ Der Vater erschien einige Zeit darauf im Pfarrhause, und der Pfarrer besprach sich mit ihm eine gute halbe Stunde lang; dann wurde auch ich herbeigerufen, und der gute Herr

[17]) Beschluß der evang. Kirchgemeinde zu Frauenfeld den 12. September 1810.

überredete mich, Theologie zu studieren und bewog den Vater, darein zu willigen. Wir erhoben freilich Bedenken wegen der großen Kosten; man schätzte damals die Auslagen für einen Studierenden auf einige tausend Gulden. Allein der Pfarrer beruhigte uns und meinte, das werde sich schon geben. In der That erwirkte er mir ein Stipendium vom Kirchenrathe.

Seit der Reformation war der evangelische Theil des Kantons Thurgau gleichsam eine Diöcese von Zürich; diese Stadt besetzte so zu sagen von sich aus die thurgauischen Pfarreien oder machte wenigstens den Collatoren einen Dreiervorschlag, aus dem sie zu wählen hatten, und meistens waren die Vorgeschlagenen aus der Stadt Zürich. Da man also im Thurgau von früher her gewohnt war, die evangelischen Seelsorger von außen zu beziehen, so hatte man zu Anfang des Jahrhunderts, als Thurgau ein selbständiger Kanton wurde, Mangel an evangelischen Geistlichen thurgauischer Herkunft, und ohnehin machte sich auch anderwärts ein Mangel an jungen Theologen spürbar. Diesem Uebelstande gedachte die oberste Kirchenbehörde des jungen Kantons abzuhelfen;[18]) allein da das Land keine eigene höhere Lehranstalt und auch fast keine Geldmittel besaß, so mußte man ein eigenthümliches, vor der Hand noch abgekürztes Verfahren einschlagen. Mehrere tüchtige Geistliche zu Stadt und Land[19])

[18]) Schon in seiner ersten Sitzung vom 5. März 1805 befaßte sich der evang. Kirchenrath, der nach dem Organisationsdekret das Recht hatte, „Aspiranten zu geistlichen Stellen, wenn er es für nöthig finde, noch selbst zu examinieren", mit der Frage, wie man junge Leute des Thurgaus zum Studium der Theologie aufmuntern könnte, und verwies dieselbe zur Berichterstattung an eine Kommission, die aus den Herren Antistes Sulzberger, Kantonsrath Müller von Frauenfeld, Dekan Gutmann von Steckborn und Kantonsrath Kesselring bestand.

[19]) Z. B. Pfarrer Zwingli in Rickenbach präparierte Johannes Brauchli von Wigoltingen und Joh. Meßmer von Erlen; Pfarrer Pestalutz in Hüttlingen: Joh. Maron von Berlingen; Vikar Ammann in Märstetten: Thomas Bornhauser von Weinfelden; Pfr. Wirth in Güt-

unterzogen sich der Aufgabe, je einige Jünglinge für den geistlichen Beruf theoretisch und praktisch vorzubereiten, ohne daß sie weitere Schulen zu besuchen oder akademische Studien zu machen brauchten; die Pfarramts-Candidaten, die so vorbereitet worden waren, sollen das Wort Gottes zum Theil ebenso gut verkündigt haben als die hochstudierten, und sie standen ohnehin dem thurgauer Volke näher als die Zürcher, welche als geborne Stadtherren dem thurgauischen Landvolke mehr oder minder fremd waren. Ein solch abgekürzter Studiengang wurde nun auch mir zugedacht; ich folgte der gemachten Zumuthung mehr willenlos als aus freien Stücken.

Unterdessen war die Provisoratsstelle, welche Pfarrer G. Kappeler den Winter über provisorisch besorgte, ausgeschrieben worden, und es hatte sich der Kandidat Salomon Gutmann von Zürich, der Sohn des Dekan J. Gutmann in Steckborn (der auch schon Provisor in Frauenfeld gewesen war, s. S. 86) und Neffe des rühmlich bekannten Tacitus-Uebersetzers, angemeldet,[20]) um dem geliebten Kan-

tingen: Roth von Keßweil, Joh. Ulr. Dütsch von Mattweil und Ludwig von Altnau. Schon 1813 den 13. Oktober und dann 1816 den 15. Oktober beschloß aber der KRath, „weil die Zahl der jetzt studierenden Thurgauer für das Bedürfnis mehr als genug sei; weil zu erwarten stehe, daß immer Studierende in hinlänglicher Anzahl sich zeigen würden, welche aus eigenem Vermögen ihren Studienkurs vollenden könnten; weil der KRath deswegen auch schon der Regierung erklärt habe, daß er keine solche Empfehlung mehr an sie richten würde, wenn nicht ganz außerordentliche Talente eine Ausnahme begünstigten: so sollen in Zukunft keine Unbemittelten mehr zum Studium der Theologie ermuntert werden."

[20]) Die Stelle eines Provisors, Lehrers an der höhern Knabenschule, wurde von der evang. Commun unterm 18. Juli 1810 (in der Thurg. Ztg. Nr. 98) ausgeschrieben, mit einer Anmeldungsfrist von 5 Wochen und einer Dienstpflicht von wöchentlich 26 Stunden in der Sittenlehre, Geschichte, Geographie, Arithmetik und Geometrie, in der deutschen und französischen und in den Anfangsgründen der griechischen und lateinischen Sprache, nebst einigen Pfarrverrichtungen (weshalb die Aspiranten Candidaten der evang. Theologie sein mußten). Besoldung 500 Gl. rhein. nebst Wohnung und Garten.

ton, in welchem er erzogen worden, seine Dienste zu leisten. Da er wegen seiner tüchtigen Kenntnisse in den alten Sprachen, in Mathematik und Naturwissenschaften sowie in der Philosophie gut beschlagen und noch jung war (geb. 1791), so wählte ihn die evang. Commun am 15. März 1811 mit der Bedingung des Amtsantritts auf Ostern zum Provisor und als Helfer des Pfarrers bei übrigens nicht beschwerlichen geistlichen Verrichtungen.

Unter diesem neuen Lehrer besuchte der junge P. die Lateinschule noch zwei (im ganzen drei Jahre) lang. Er war jetzt, wie bereits erwähnt, in Kost und Wohnung bei dem Präceptor der Mädchenschule Daniel Kappeler, der, gering besoldet, selbst auch keinen Luxus sich erlauben durfte. Da gieng es denn manchmal schmal her, und wenn P. nicht zuweilen Proviant von Hause zugeschickt bekommen hätte, so würde er es wohl kaum haben aushalten können. Es stand ihm wohl ein Zimmer zur Verfügung, aber nur ein schlecht geheiztes, und falls starke Kälte eintrat wie im Frühling 1812, dann durfte er abends zu seinem Philister kommen, der allerlei Schreibereien für Beamte und Behörden besorgte, und wenn er an seinem Pulte schrieb, nebenan im Scheine seiner Lampe die Schularbeiten verrichten. Im Jahre 1812 war von Lätare bis zu St. Niklaus der Sohn des Pfarrers Burkhard von Henggart sein Zimmergenosse und Mitschüler, den er später in Zürich wieder traf.

Aus dieser Zeit des Besuchs der Lateinschule wissen wir fast nichts von P.

Die ersten Eindrücke von Weltbegebenheiten, die ich noch in Unter-Tuttweil erlebte, bestanden in der Grenzbesetzung bei Anlaß des Tyroler Aufstandes im Frühling und Sommer 1809 und der Aushebung von schweizerischen Truppen für Napoleons Kriege in Spanien in demselben Jahre. Um die vorgeschriebene Zahl der Rekruten zu bekommen, wendete man alle Mittel an, z. B. die Bezichtigung wegen geringer Frevel, um die jungen Leute zur Annahme von Handgeld zu bewegen[21]; es wurde auch

[21]) Die Protokolle des Kleinen Rathes von 1807—1809 und das Tagblatt der Gesetze sind voll von Beschlüssen und Verordnungen über diesen Punkt. Die Proklamationen der Regierung an das Volk vom 23. Febr. 1807 (Tagblatt 6, 61) und vom 22. Nov. 1809 strotzen von Unterwürfigkeit gegen den Corsen. Da heißt es u. a.: „Das Verhältnis

jedem Ausgehobenen eine Zehrung von 100 bis 150 Gulden geschenkt. Ueber diesen Druck, womit unsere Jungmannschaft dem tyrannischen Welteroberer zugeführt werden mußte, entstand ein großer Unwille beim Volke, und der Eindruck auf mich war so, daß ich frühzeitig einen Widerwillen gegen Napoleon empfand. Manche der ausgehobenen Milizen starben vor Heimweh, bevor sie in Besançon („Bis an chunt" sprach man damals den Namen dieser Stadt aus), wo das Rekrutendepot war, anlangten.

Während ich in Frauenfeld noch als Schüler weilte, wohnte ich der Eröffnung des Gr. Rathes bei. Landammann Morell schilderte in seiner Rede den Napoleon als Schutzherrn des rheinischen Bundes und als mächtigen Vermittler der schweizerischen Parteien. Ich erinnere mich noch recht gut, mit welchem Pathos und mit welchen geschwollenen Phrasen der Redner das Glück pries, den Schutz des erhabenen Vermittlers und Bundesgenossen der Schweiz zu genießen. Ueberhaupt wurde dazumal in einer Weise deklamiert, die das größte Bedenken darüber erregen mußte, woher auf einmal so viel monarchische Gesinnung

der Rekruten ist bei uns noch so wenig als in andern Kantonen von der Beschaffenheit, daß die Werbung nicht künftig eines weit bessern Erfolges bedürfte, wenn die neuen Regimenter so schnell vollzählig sein müssen, als es die nachdrucksam geäußerten Wünsche Sr. K. K. Majestät von Frankreich, unsers mächtigen Bundesgenossen, erfordern. Wir sind begierig, den hier sich bietenden Anlaß zu benützen, die uns bekannten Gesinnungen des Dankes und der Anhänglichkeit, mit welcher sämmtliche Kantons-Einwohner dem hohen Vermittler und Stifter unsrer Selbständigkeit ergeben sind, unzweideutig an den Tag zu legen." Schmeichlerisch und kriechend sind auch die Verordnungen über die Continentalsperre im Tagblatt der Gesetze 5, 84. 222. 9, 325. In einem Dekret des Gr. Rathes vom 23. Dez. 1812 (Tagbl. 10, 103), welches durch die Pfarrer von den Kanzeln verlesen werden mußte, werden zur Pressung für vierjährigen Dienst unter dem Kaiser signalisiert: Müßiggänger und Bettler, Verschwender, Nachtschwärmer, Raufbolde, Hurer, rückfällige Frevler überhaupt.

in die Schweizer gefahren sei. „Zum Geburtsfeste Napoleons II., Königs von Rom[22]), erlauchten Thronerbens des erhabenen Vermittlers der Schweiz, so berichteten die öffentlichen Blätter[23]), erwartete die hohe Kantonsregierung die Anwesenheit des Großen Rathes im Hauptorte; nach Anordnung der Regierung versammelten sich die Mitglieder sämmtlicher hohen Behörden des Kantons am 8. Mai bei einem fröhlichen Male, welches im großen Saale des Rathhauses zu Frauenfeld veranstaltet wurde. Während des Males ergötzte, statt des kriegerischen Donners der Kanonen, eine ebenso sinnreich gewählte als gut ausgeführte Beleuchtung am Rathhause das friedliche Auge einer Menge von Zuschauern, die ihre Wünsche für das Wohl des erlauchten Fürstensohnes sowie der Länder, deren Regent und Beschützer er einst werden sollte, mit ihrem Beifall verbanden. Das Ganze wurde noch durch die Anwesenheit des militärischen Musikkorps verherrlicht, welches mit seinem harmonischen Spiel in die ausgebrachten passenden Toaste einstimmte und das Gefühl der patriotischen (!) Freude vermehrte."

Als am 26. Juni 1813 Talleyrand, der französische Gesandte bei der schweizerischen Eidgenossenschaft, in Frauenfeld einen Besuch machte, begleiteten ihn alle Mitglieder der Regie-

[22]) Er wurde geboren den 20. März 1811 und starb als Herzog von Reichsstatt 1832.

[23]) Thurg. Ztg. 1811, Nr. 19; darnach Zschokkes Schweizerbote 1811, Nr. 21. Die Illumination des Rathhauses geschah durch Schneckenhäuschen, die mit Talg ausgegossen wurden. Anderwärts in der Schweiz erschienen bei diesem Anlaß noch traurigere Anzeichen von der Verderbnis republikanischer Gesinnung; es waren das die bedenklichen Folgen jener ochlokratischen und demagogischen Tyrannei während der Helvetik, welche gegenwärtig einige mächtige Parteien in der Schweiz so sehnlich zurückwünschen. Ein anderes ist höflicher und anständiger Verkehr mit auswärtigen Fürsten und ein anderes unwürdige Schmeichelei und Unterwürfigkeit.

rung zum Schlachtfelde vom 25. Mai 1799, und man bezeugte ihm auch sonst alle erdenklichen Ehren.[24])

In dieser Zeit geschah etwas, was den Druck, unter dem die Geister gebannt lagen, besser als jede Schilderung charakterisiert. In Frauenfeld hatte sich ein Buchdrucker, Namens Andreas Pecht aus dem bayrischen Franken,[25]) niedergelassen, der unter anderm auch die Thurg. Zeitung herausgab. Dieser Mann hatte den verhängnisvollen Einfall, die Berichte der englischen Zeitungen über den spanischen Krieg, die ganz anders als die überall verbreiteten französischen lauteten, in einem Auszuge mitzutheilen, der betitelt war: „Authentische Aktenstücke, den Rückzug des Generals Massena aus Portugal und einige damit verwandte Gegenstände betreffend", und den falschen Druckort Straßburg auf der Stirne trug. Da einige Exemplare nach dem Elsaß gelangten, so ließ die französische Regierung nach dem Urheber forschen, bis sie soviel herausfand, daß diese Broschüre aus der Schweiz gekommen sein müsse, und die schweizerischen Behörden aufforderte, dem Thäter auf die Spur zu kommen. Schwerlich wäre dies geschehen, wenn nicht der Antheilhaber an der Buchdruckerei zum „Schäfli" am 17. Oktober 1811 den Urheber verzeigt hätte. Pecht wurde sogleich in Verhaft genommen, in den Gefängnisthurm (neben dem jetzigen Pfarrhause) gesteckt und längere Zeit in Haft gehalten. Der Prozeß dauerte mehrere Monate; da aber der Angeklagte zur Loge gehörte, so verhalfen ihm seine Freunde in den Behörden zu dem für die Umstände milden Urtheil, daß er für drei Jahre aus der Schweiz ver-

---

[24]) Am Samstag den 26. Juni kam er in einem Zweispänner; Tags darauf gab man ihm ein Frühstück auf dem Stähelibuck.

[25]) Vgl. den Aufsatz: Buchhändler Andreas Pecht, ein Opfer napoleonischer Gewaltherrschaft von Dr. Johannes Meyer, in den Schriften des Bodensee-Vereins. Heft 18. Lindau 1889. S. 8—33. Ueber Häfelis Gedicht: Der Janustempel, das zu einer ähnlichen Procedur führte, s. oben Seite 86.

bannt wurde. Er gieng darauf nach Konstanz, begründete dort eine Kunsthandlung und lebte noch bis 1852. Seine Kinder sind gestorben bis auf eine Tochter und einen Sohn, den bekannten Maler und Kunstschriftsteller Friedrich Pecht in München.

Der Student in Frauenfeld.

Ohne sich über die Wahl eines Berufes klar geworden zu sein, geschweige denn, darüber sich schlüssig gemacht zu haben, schlug Pupikofer den Weg des Studiums der Theologie ein, um überhaupt nur einen Zugang zu den Wissenschaften zu gewinnen, nicht weil er einen Zug zum Pfarramte in sich verspürte. Seine Eltern und die Behörden kamen ihm in diesem Entschlusse entgegen.

Am 5. Juli 1811 hatte der evang. Kirchenrath des Kantons Thurgau die Anstellung des Candidaten Salomon Gutmann zum Provisor der Lateinschule in Frauenfeld genehmigt. Der Mangel an einheimischen Theologen drängte diese Behörde, am 2. Februar 1813 eine Commission aus ihrer Mitte zu ernennen, welche ein Gutachten über die Frage vorlegen sollte, ob es nicht rathsam wäre, daß die drei präsumtiven Theologen Hanhart von Steckborn, Vogler von Frauenfeld und Pupikofer von Tuttwyl dem Provisor Gutmann für eine Zeit lang zur speziellen Vorbereitung auf ihren künftigen Beruf übergeben werden könnten, und ob dieser Lehrer neben seinen übrigen Amtsgeschäften noch Zeit für diese Aufgabe zu erübrigen vermöchte. Schon nach drei Tagen konnte die Dreierkommission dem Kirchenrath eine bejahende Antwort ertheilen, und dieser beschloß denn auch, sein Vorhaben mit den drei jungen Leuten vom Frühjahr 1813 an auszuführen, mittlerweile aber noch mit dem Provisor Gutmann sich über den Bildungsplan und das Oekonomische zu vereinbaren.[26]) Zur speziellen Aufsicht über sämmtliche im Kanton untergebrachte Theologie-Studierende, mit denen von Zeit zu Zeit ein Examen vorzunehmen sei, ernannte der Rath am 13. Oktober 1813 drei Mitglieder aus seinem Collegium.[27])

Nun sollten aber auch Mittel herbeigeschafft werden, um für den jungen Menschen die Kosten der Studien zu bestreiten, da der Vater, der mit seiner zahlreichen Familie aus dem mäßigen Ertrage

---

[26]) Protokoll des evang. Kirchenraths Bd. 1, S. 392, Bd. 2, S. 55. 61. 75.

[27]) Ebdas. Bd. 2, S. 83. 86. 87.

seiner Reben und Obstbäume leben mußte, die Ausgaben nicht zu beschaffen vermochte. Schon unterm 16. Juli 1812 hatte Gottfried Puppikofer, Metzger in Tuttwyl, dem Kirchenrath in einer Bittschrift den Wunsch vorgebracht, man möchte es ihm ermöglichen, seinen 15jährigen Sohn Adam, der seit 2 Jahren die Lateinschule in Frauenfeld besuche, die theologischen Wissenschaften studieren zu lassen, indem er hervorhob, seine Vermögensumstände seien nicht so beschaffen, daß er die Last der großen Unkosten ferner allein tragen könnte. Gestützt auf diese Eingabe und auf die vorgelegten Schulzeugnisse, aus denen sich ergeben, daß dieser junge Mensch sich durch Talente und große Lernbegierde auszeichne, darum auch während des Besuchs der Lateinschule große Fortschritte gemacht habe und außerdem in seinem Betragen den hoffnungsvollsten Charakter zeige: empfahl die Oberkirchenbehörde den Jüngling dem Kleinen Rath zur Unterstützung und zwar in der Weise, daß, da der Vater sich verpflichte, außer dem Aufwand für Kleider, Bücher und andern Schulbedarf noch 9 Louisd'or an das Tischgeld beizutragen, dem jungen Menschen, vorläufig auf 2 Jahre, ein jährliches Stipendium von 12 Louisd'or aus der Staatskasse verabreicht werde.[28]) Der Kleine Rath bewilligte ihm einen jährlichen Beitrag von 10 Louisd'or, jedoch unter der Bedingung, daß er dieses Geschenk zurückbezahle, falls er einst ein auswärtiges Pfarramt anträte oder gar einen andern Beruf ergriffe.[29])

1813.

Im Frühling dieses Jahres begann der Unterricht mit den vier Studiosen: Adam Vogler von Frauenfeld, der bei seinem Verwandten, dem Stadtammann Vogler, zu Tische gieng, geb. 1793; P. schildert ihn als unermüdet fleißig, aber nicht besonders begabt, in Gesellschaft aufgeräumt und gefällig, aber schwach und voller Vorurtheile. (Er wurde 1818 Vikar in Märstetten, 1821 Pfarrer in Güttingen, 1848—1857 Notar, 1855—1858 Seelsorger im Spital zu Münsterlingen, resignierte 1862 und hielt sich hernach in Basel auf.) Joh. Konrad Hanhart von Steckborn, ein Sohn des Schulmeisters und Bruder des Provisors daselbst, gieng beim Präsidenten Fehr zu Tische, schlief aber in der Wohnung des Provisors Gutmann, geb. 1795. P. nennt ihn falsch, egoistisch, aber lustig (wurde später Vikar

[28]) Missiv des evang. KRaths, Bd. 1.

[29]) Protokoll des evang. KRaths v. 27. Nov. 1812 nach einem Missiv des Kl. Raths vom 2. Okt.

in Müllheim, 1819 Pfarrer in Matzingen, 1824 zu Neukirch i. Egnach, 1835—49 Kirchenrath, 1860 Pfarrer in Wallisellen). Am 31. Mai kam noch dazu Scher von Zihlschlacht, den P. einen leeren Kopf voll Eigendünkel und eitel nennt (konnte 1819 sein Examen zum zweiten Mal nicht bestehen und entsagte im Sept. 1822, nachdem sein Examen nochmals misglückt war, dem geistlichen Stande. Der arme Mensch wurde irrsinnig). Neben diesen war Adam Pupikofer (16 Jahre alt) der jüngste. Im Juni erschien noch ein dreiundzwanzigjähriger gewisser Weilenmann aus dem Kanton Zürich, verduftete aber bald wieder.

Anfänglich mußten diese Jünglinge noch den Unterricht in den Realien in der Lateinschule besuchen und empfiengen nur daneben im Hause des Provisors besondern Unterricht in den alten Sprachen. Im Juli begann dann der Provisor die Stunden in der Logik und später in der Psychologie. Er scheint ein anregender Lehrer gewesen zu sein, der geweckte Schüler ziemlich zu fördern verstand; gewöhnlich fehlt aber den sog. „geistvollen Lehrern" die Treue, die Geduld und der Fleiß, um einerseits die geistig armen Schüler noch vorwärts zu bringen und anderseits den talentvollen neben der sog. Begeisterung das nöthige Bauzeug mitzugeben, woraus sie sich später eine solide Wissenschaft zimmern können. Schon als Schüler merkte P., daß es dem Lehrer beim philologischen Unterricht an der nöthigen Bestimmtheit und Genauigkeit fehlte, wiewohl gerade die Philologie dessen Steckenpferd war.

Ich bedaure sehr, daß mir der Raum nicht zu gebote steht, um seinen Entwurf eines Plans für ein thurg. Gymnasium mitzutheilen, den er im Sommer 1813 dem evang. Kirchenrath einreichte; er würde lebhaft vor Augen führen, was für ein windiger Projektenmacher dieser Gutmann in pädagogischen Dingen war, indem er mit 3 Lehrern nicht nur alte Sprachen und Litteratur nebst Archäologie, ferner Geschichte und Statistik, weiterhin Mathematik und Astronomie, Naturwissenschaften nebst dem Interessanten aus der Physiologie und Anatomie, sondern auch die wichtigsten philosophischen, juristischen und theologischen Wissenschaften seinen Gymnasiasten beibringen wollte.

Wenn ein Knabe vom Lande aus einem richtigen Bauerndorfe in die Stadt versetzt wird und zwar als Schüler einer höhern Anstalt, so hat dies so zu sagen für sein ganzes Wesen eine vollständige Umgestaltung zur Folge, von der sich die wenigsten Leute einen Begriff machen können. Die Denkweise,

die Ausdrucksweise, die Sitten und Manieren zu Stadt und Land sind zum Theil jetzt noch und waren früher namentlich so verschieden, daß schon die bloße Beobachtung vom einen oder andern Standpunkte aus eine komische Wirkung auf den Beschauer ausüben muß, wie denn auch diese Wirkung bekanntlich wiederholt zum Gegenstand der komischen Dichtung gemacht worden ist. Schon die Formen der gesellschaftlichen Höflichkeit sind hüben und drüben durchaus verschieden, und wenn den Landleuten vieles im Umgang der Städter wie alberne Faxen erscheint, so gemahnt den Stadtbewohner die Höflichkeit der Landleute, die noch so manches Uralte erhalten hat, an altväterische, zum Theil derbe Gesittung aus einem andern Zeitalter. Dem Landmann kommen besonders die Umgangsformen der beiden Geschlechter in der Stadt höchst albern, wenn nicht geradezu heuchlerisch und sittenlos vor. Dieses fortwährende Artigthun und Artigkeitenwechseln mit den Frauenzimmern hat für ihn etwas Abgeschmacktes, Unausstehliches. Auf dem Lande macht der junge Bursche keine Verbeugung vor dem jungen Mädchen und der Mann nicht vor dem Weibe; man neckt die jungen Mädchen, spielt ihnen allerlei Schabernack, und wenn zwei junge Leute mit einander sprechen, so wetteifern beide in abblitzender Zungenfertigkeit, bis eins von ihnen besiegt ist. Im übrigen geht man einander soviel als möglich aus dem Wege, um nicht Gegenstand des Klatsches der Leute zu werden. Dem Landvolk erscheinen die Herrenleute in der Stadt theilweise als Schmarotzer und Tagediebe, die vom Schweiße des Landmanns zehren und ihn zum Dank gelegentlich übers Ohr hauen; anderseits sieht der Stadtbewohner im Bauersmann leicht entweder den dummen Menschen oder aber den pfiffigen Schlaukopf, der es nicht spart, wenn er einem andern, besonders einem Stadtherrn einen Possen spielen kann.

Kommt nun ein Bauernknabe zur Schule in die Stadt, so wird er wegen seiner Ausdrucksweise, wegen seines Benehmens,

wegen seiner Manieren den Stadtkindern auffallen und von ihnen verspottet werden, und, wenn er nicht geistig geweckt, witzig, wortgewandt und schlagfertig ist, so wird er bald unterliegen, indem er sich von den „Vertretern der hohen städtischen Civilisation“ einschüchtern läßt; er wird sich scheu vor denselben zurückziehen, namentlich wenn sie ihn wegen seiner Unbeholfenheit fortwährend necken oder gar prügeln. Es wird ihm dann nichts übrig bleiben, als seinen Umgang mit den städtischen Schulkameraden abzubrechen und den Büchern und dem Lernen zuzuwenden, bis er den Spöttern durch seine größern Leistungen und Kenntnisse imponiert.

Der Gegensatz, den ich hier andeute, und die Erfahrung, die sich darauf gründet, kommt freilich nur da schroff zur Erscheinung, wo eine größere Stadt mit einem Kern gebildeter Einwohner einer rein ländlichen Umgegend gegenübersteht, wie das in früherer Zeit so vielfach der Fall war, während heutzutage die Gegensätze zwischen Stadt und Land sich mehr und mehr verwischen, indem die Stadtbevölkerung bei aller Schulung zusehends verwildert, die Landbevölkerung dagegen vielfach städtischen Manieren Einlaß gestattet. In kleinen Landstädten dagegen, deren Bewohner zum großen Theil früher noch ländliches Gewerbe betrieben, war der Contrast lange nicht so groß, wenn auch ihre Einwohner sich gelegentlich sehr darauf steiften, dem bäurischen Wesen abhold zu sein.

Jedenfalls hat Frauenfeld als kleine Landstadt schwerlich je durch höhere städtische Civilisation geglänzt, wenigstens damals nicht, als ich daselbst zur Schule gieng. Durch die Revolutionsjahre, deren Sturm und Drang alle Leidenschaften im Schweizervolk entfesselte, durch die vielen Einquartierungen fremder Truppen, die unser Vaterland heimsuchten, waren landauf und ab, besonders in den Städten und Städtchen, die Sitten ziemlich locker geworden. Ein Abbild davon gab die Unterhaltung in Frauenfeld, welche meistentheils, sogar in Gegenwart von Frauen-

zimmern, nicht nur frivol, sondern geradezu unzüchtig und unfläthig war.[30]) Ohne Zoten zu hören, konnte man nun einmal in Frauenfeld an keiner Unterhaltung theilnehmen. Nun ist ja wahr: an einer Zote, zumal wenn sie witzig ist, stirbt ein Mensch nicht gleich; sie mag sogar bei kräftigen und gesunden Leuten wie ein Sicherheitsventil (wenn auch kein empfehlenswerthes) wirken; allein das ist ebenso wahr, daß Menschen, die immer wieder an dieser Glocke ziehen, nicht nur sich als rohe und ungeschliffene, sondern meist auch als unsittliche Gesellen qualifizieren, sie mögen im übrigen wegen ihrer Stellung, wegen ihrer Gelehrsamkeit, wegen ihrer Geschicklichkeit noch so viel Ansehen genießen.

Als ich mich in Frauenfeld mit den Wissenschaften beschäftigte, entfernte ich mich, ganz den Umständen mich hingebend, unmerklich von meinen Jugendfreunden der Landschaft. Anderseits hinderten mich mein durch übertriebene Anstrengung beim Studieren vernachläßigtes Aeußere, meine immer etwas ländlichen Manieren und meine außerordentliche Schüchternheit und die Ehrfurcht gleichsam vor allem, was Städter hieß, neue Verbindungen der Freundschaft anzuknüpfen; nicht weniger drängte mich in diese Richtung der Umstand, daß in dem ersten Jahre unsers propädeutischen Kurses meine Commilitonen an Jahren und äußern Vorzügen über mich hinaus waren. Ich war damals eigentlich auf dem Wege, ein purer Menschenfeind zu werden, wenn ich die Undankbarkeit derer hinnehmen mußte, die mich in wissenschaftlichen Dingen immer heimlich um Rath fragten,

[30]) In seinem Tagebuch (9. XI. 1814. 30. I. 1815) erzählt P. einige Fälle aus seiner eigenen „Philisterei" und rühmt bei einem Besuch auf dem Lande (15. II. 1815), daß die Unterhaltung mit den Bauersleuten „unschuldig und froh, z. Th. recht witzig, nicht schlüpfrig wie in Frauenfeld war." 2. X. 1814: „Mein Vetter in Engwang beklagte sich, daß die Frauenfelder den Thurgauern ein so unerhört schlechtes Beispiel geben, indem sie an dem Gebäude der Spinnmaschine auch am Sonntag arbeiten lassen."

während sie sich öffentlich so verachtungsvoll gegen mich betrugen. Dieser Weg, auf dem ich so unglücklich fortschritt, ward noch gefördert durch Krankheiten, die eine Folge des allzu contrastierenden Uebergangs aus einer körperlich anstrengenden zu einer mehr sitzenden Lebensart waren. Wer weiß auch, welcher Thorheit ich zum Opfer gefallen wäre, wenn ich nicht die Bekanntschaft des Dr. Keller, dessen Knabe von mir Privatunterricht im Lateinischen erhielt, und des Gabriel Rüsch, der bei diesem Doktor als Arztlehrling angestellt war, gemacht hätte.

Ich sage „Arztlehrling." Wer nämlich Medizin studieren wollte, schlug damals einen andern Weg ein als der heutige Jünger Aeskulaps. Er gieng, statt ein Gymnasium zu besuchen, bei einem tüchtigen Arzte in die Lehre, lernte da allerlei Handgriffe in den Fächern der Pharmacie, der Chirurgie und der Therapie, begleitete wohl auch seinen Meister, wenn er die Kranken besuchte und empfieng von ihm nicht nur gute Winke und Rathschläge, sondern mußte selbst auch Hand anlegen wie ein Assistent. Hatte man die Lehrzeit gut bestanden, dann erst gieng man in das medizinische Institut zum Schwarzen Garten in Zürich oder auf eine ausländische hohe Schule,[31]) ungefähr wie etwa heutzutage noch junge Leute, die Architekten werden wollen, nach vollendeter Schulzeit und bestandener Maturität erst bei einem Maurermeister in die Lehre gehen, bevor sie die Bauschule oder das Polytechnikum besuchen.

Dieser Gabriel Rüsch[32]), mit welchem P. zunächst in freundschaftliche,

---

[31]) Den gleichen Gang schlug auch der bekannte Freyenmuth (1775—1843) ein. Nachdem er 1787—91 die Lateinschule in Frauenfeld besucht hatte, verdingte er sich bei dem Arzte Rutschmann in Hüntwangen (auf dem Rafzer Felde) als Lehrling. Im Dezember 1793 trat er in das medizinische Institut zu Zürich ein. Thurg. Neujahrsbl. Nr. 20 (1845), S. 5 fg.

[32]) Dr. Gabriel Rüschs Leben und Wirken von J. M. Hungerbühler in den Verhandlungen der stgallisch-appenzellischen gemeinnützigen Gesellschaft. St. Gallen, Kälin 1856.

später in engere Familienverhältnisse trat, war das vierzehnte von 17 Kindern des vermöglichen Mousselinefabrikanten und Rathsherrn Ulrich Rüsch auf der Röhrenbrugg in der appenzellischen Gemeinde Speicher. Er war am 17. Januar 1794 geboren und hatte, als er nach Frauenfeld kam, eine bewegte Kindheit hinter sich; denn beim Ausbruch der Revolution, welche das Appenzellerland in völlige Anarchie versetzte, floh seine Mutter mit ihm und vier Schwestern in den Bregenzerwald, von wo sie erst nach einigen Monaten in die Heimat zurückzukehren wagte. Als die Ordnung im Lande wieder hergestellt war, konnte Gabriel die Dorfschule in Speicher besuchen, und, nachdem er später etliche Monate Privatunterricht in der französischen Sprache genossen hatte, ward er, elf Jahre alt, zu seiner weitern Ausbildung in die Anstalt Pestalozzis nach Iferten gebracht, wo er am 11. Januar 1805 eintrat. Pestalozzi war 59 Jahre alt, als Gabriel ihm vorgestellt wurde. Der Ankömmling erschrak zuerst vor der blassen, magern Gestalt mit struppigen schwarzen Haaren im langen, dunkelbraunen Ueberrock. Als Pestalozzi ihm aber freundlich entgegen kam, ihn küßte und traulich grüßte, verlor sich bald die Furcht und die Schüchternheit des Knaben vor dem abgehärmten Manne. Die Zöglinge in Iferten kamen übrigens weniger mit Pestalozzi in unmittelbaren Verkehr als mit den Lehrern der Anstalt, nämlich Johannes Niederer, Joseph Schmied, Johannes Ramsauer, Adrian Frick, Andreas Göldi, Knusert und Johannes v. Muralt von Heidelberg (der später in St. Petersburg eine Erziehungsanstalt gründete und daselbst 1850 starb). Von Iferten kam Gabriel 1808 in das Institut des Pfarrers Monastier in Lausanne, um sich hier in der französischen Sprache zu vervollkommnen. Ein Jahr darnach kehrte er nach Hause zurück, weil er im Geschäfte des Vaters die Handlung erlernen sollte; dieser Beruf war aber nicht nach seinem Geschmack. Er bat seinen Vater, ihn die Arzneikunde studieren und ihn hiezu, nach hergebrachter Sitte, den praktischen Anfang bei einem renommierten Arzte machen zu lassen.

Nachdem der Vater seine Einwilligung dazu ertheilt hatte, verreiste Gabriel am 25. Mai 1812 nach Frauenfeld, um seine Lehrzeit bei Dr. Keller anzutreten. Dieser Keller war selbst auch ein Appenzeller, Enkel des Hauptmanns Joh. Keller von Speicher; er hatte sich als Arzt in Frauenfeld niedergelassen, wurde mit dem dortigen Bürgerrecht beschenkt und in den Sanitätsrath des Kantons Thurgau gewählt Er war dem Gabriel Rüsch Lehrer und Freund. Vormittags las der

Prinzipal mit ihm medizinische Schriften, gab ihm Unterricht in der Anatomie und Chirurgie und Anleitung zum Selbststudium in der Physiologie, Botanik, Pharmacie, Therapie und zu handlichen Fertigkeiten im Aderlassen, Zahnausziehen u. dgl. Am Nachmittag durfte der Lehrling den Doktor bei Krankenbesuchen begleiten.

Keller, in politischer Beziehung ein eingefleischter Bonapartist in religiöser Rationalist, in der Medizin Eklektiker, war ein warmer Anhänger des thierischen Magnetismus, dessen Koryphäe, Mesmer, sich damals in Frauenfeld aufhielt (s. ob. S. 24, Note) und oft von Anhängern, z. B. dem Berliner Wolfarth, besucht wurde. Auf seinen botanischen Ausflügen suchte Rüsch die hübsche Umgegend nach allen Seiten ab. Seine Lieblingsaufenthalte waren die einsamen Gelände des Murgthals und des Thurthals und das Bad Junkholz, genannt Freudenberg bei Frauenfeld, das durch den Inspektor Sulzberger seit einigen Jahren zum freundlichen Kurort mit Gärten und Schattengängen und aussichtsreichem Pavillon eingerichtet war.[33])

Je mehr Rüsch in den propädeutischen Studien der Medizin voranschritt, desto tiefer fühlte er den Mangel an Kenntnissen in den alten Sprachen. Er entschloß sich daher, wenigstens noch lateinisch zu lernen, und fand an dem Provisor Gutmann einen gefälligen Lehrer, bei dem er später mit den „Studenten" einen Kurs über Logik und Psychologie hörte. Während dieser Lehre geschah es auch, daß Rüsch mit dem 1. Januar 1813 (vier Monate früher als P.) sein Tagebuch begann, das er bis an sein Lebensende fortsetzte.

In dem „engherzigen" Frauenfeld konnte Rüsch niemand auffinden, den er seiner Freundschaft würdig achtete als die Studenten. Da er aber die Sauertöpfe nicht leiden mochte, sondern sich an jeden lustigen Bruder anschloß, so gab er sich zuerst mit Hanhart ab, dessen Aeußeres wie andere so auch ihn zuerst so an sich zog, wie nachher sein Inneres ihn abstieß. Wollte er freilich diesen zum Gesellschafter haben, so mußte er auch uns mitzuziehen suchen. So bildete sich allmählig unter uns ein Freundeskreis, der uns den Aufenthalt in Frauenfeld erträglicher machte. Wir empfanden es in unserer Eitelkeit als „Studenten" (welcher der Provisor nicht wenig Nahrung gab,

[33]) S. Thurg. Ztg. 1810, Nr. 22. 1811, Nr. 22.

indem er uns in den Stunden wiederholentlich anstachelte, daß wir uns mehr als angehende Gelehrte denn als Schüler betrachten sollten), ich sage, wir empfanden es sehr bitter, daß das Frauenfelder Publikum uns als solche nicht anerkennen und behandeln wollte. Es ließ sich, so dachten wir, mit diesen Spießbürgern, die man im Gegensatz zu uns mit vollem Rechte „Philister" nennen konnte, keine Freundschaft anbinden; denn sie wußten innern Werth nie zu erkennen und verachteten uns gleichsam als „Buben", während anderseits sogar unkonfirmierte Bengel sich nicht scheuten, sich an uns heranzudrängen. Wir waren unser zu wenig zu eigener Gesellschaft, und jede andere des Städtchens war entweder niederer oder höher; dort verachtete man, hier wurde man verachtet.

Nicht wenig Kummer verursachte es mir, daß ich anfangs keinen Freund finden konnte, der sich zu meinem Wesen schickte. Meine Commilitonen waren einestheils zu verschwenderisch, während mein Geldbeutel mir die größte Sparsamkeit gebot, anderntheils waren sie älter als ich und verstanden es, mit jungen Mädchen umzugehen, was mir schüchternem Landkinde durchaus nicht gelingen wollte, namentlich auch deshalb nicht, weil ich nicht tanzen konnte. Ich kam mir „als angehender Gelehrter" in der Rolle des Kurschneidens nach städtischer Art so entsetzlich albern vor, daß jeder Versuch, den ich machte, fast mit Selbstverachtung endigte. Die Folge davon war, daß, während meine Studiengenossen sich oft in Visiten oder gemeinschaftlichen Ausflügen, wo getanzt wurde, aufs beste amüsierten, ich beiseits in einer Ecke stehen konnte, ohne daß man mich beachtete. Eher ließ ich mirs gefallen, wenn wir Studenten mit einander einen kleinen Ausflug nach dem Murkhart, dem Wellenberg, nach Obholz oder Matzingen machten, obwohl mir auch die Weinseligkeit oder die Mostseligkeit weder besonders gefiel noch wohl bekam. Einmal giengen Vogler, Rüsch und ich in die Glashütte nach Elgg, wo wir alles zu sehen bekamen, da man gerade unsern

Staatsschreiber, Hrn. Hirzel, in allen Räumen herumführte und wir uns ihm anschließen durften.[34]) Ein großes Vergnügen machte mir das Theater, das ich hie und da zu besuchen mir erlaubte;[35]) die Dekoration der Bühne, die costümierten Schauspieler, ihre Mimik und Sprache führten meine Phantasie in eine Traumwelt, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Später freilich, nachdem mein Geschmack durch klassische Lektüre gereinigt wurde, ließ ich mich durch die sinnliche Anschauung nicht mehr gefangen nehmen, sondern sah und hörte mit mehr kritischen Organen.

Bis jetzt war ich noch nie über die nächsten Umgebungen von Frauenfeld hinausgekommen, höchstens nach Steckborn am Untersee, wohin wir am 30. April uns zum Leichenbegängnis des Vaters von unserm Provisor, des Hrn. Dekan Gutmann, begeben hatten. Jetzt sollte sich eine Gelegenheit zeigen, die Stadt Zürich einmal zu sehen. Meine Studiengenossen hatten die Absicht, mit dem Provisor dorthin zu reisen, um am Pfingstmontag der Tagsatzung, die sich in Zürich versammelte, beizuwohnen. Ich wäre natürlich auch gerne mitgegangen; allein die Kosten? Um mir die Erlaubnis hiefür zu erbitten, eilte ich nach Tuttweil zu meinen Eltern. Aber mein Vater erhob ernste Bedenken gegen mein Vorhaben: könne ich aus meinem Taschengeld die Reise mitmachen, so habe er nichts dawider; doch sei es auch nicht sehr klug gehandelt, wenn ich das, was ich in so vielen Privatstunden mühsam verdient hätte, in zwei Tagen durchbringe. Meine Mutter aber versetzte, in meiner Lage könne man es nicht so schwer nehmen; es sei mir nicht zuzumuthen, daß ich meine Kameraden so viele Freuden genießen sehen müsse, ohne selbst etwas davon zu schmecken. Dann machte sie mir, in Abwesenheit des Vaters, die Hoffnung, wenn ich bei der

---

[34]) Tageb. 16. V. 1813.

[35]) Tageb. 27. V. 1813: „Der ehrliche Landmann"; die Moral war gut lehrreich. — 2. VI. 1813: „Die Nonnenkönigin oder der Herzog von Urbino, ein äußerst schönes Schauspiel v. Kotzebue."

Mutter der Frau Präceptor Kappeler, der Frau Pfarrer Wiederkehr in Zürich,[36]) logieren könnte, so würde sie schon sehen, daß sie es ihr durch die Frau Präceptor vergüten könnte. Genug, die Reise wurde in Aussicht genommen!

Mit einem Empfehlungsschreiben, das die Frau Präceptor mir an ihre Mutter mitgegeben hatte, begab ich mich am Pfingstsonntag (6. Juni) mit meinen Kameraden schon um halb 4 Uhr des Morgens auf den Weg, der, weil es in der Nacht stark geregnet hatte, sehr kothig und schlecht war. Um 7 Uhr langten wir in Winterthur an und nahmen dort den Provisor und Hanhart, die schon Tags zuvor abgereist waren, in unsere Gesellschaft. Während wir die Steig hinanstiegen, vertrieb uns der Lehrer die Zeit mit Räthseln und Charaden. Nach einem ermüdenden Marsche von zwei Stunden kamen wir nach Bassersdorf; dort folgten wir dem Herrn Provisor in die Kirche zur h. Communion; Rüsch aber gieng in das Wirthshaus und wartete auf uns. „Denn, sagte er, auf der Reise kann man diese heilige Handlung nicht würdig begehen.“ Nach der Kirche aßen wir etwas und setzten dann unsre Reise weiter, die für meine schwachen Füße etwas beschwerlich verlief, besonders da meine Gefährten sehr rasch giengen. Endlich kamen wir an. Die schöne Aussicht auf die Stadt und den See, die vielen Leute auf der Promenade, die Promenade selbst mit dem prächtigen Casino: alles machte auf mich, der ich noch nie eine große Stadt gesehen, den lebhaftesten Eindruck. Zunächst suchte ich meine Wirthin auf, an die ich empfohlen war; sie wohnte dem Großmünster gegenüber. Nachdem ich, was mir vorgesetzt worden, genossen und den Nachmittagsgottesdienst in der Predigerkirche besucht hatte, sah ich mich um 4 Uhr nach meinen Reisegefährten

[36]) Frau Susanna Wiederkehr, geb. Weber von Altersweilen, Gattin des im Jan. 1791 zu Dorf am Irchel gestorbenen Pfarrers Heinr. W. (Thurg. Beitr. 4, 245); ihre Tochter Salome war seit 1802 Gattin des Präceptors Kappeler in Frauenfeld (Thurg. Beitr. 34, 7. 8).

um, und nun besahen wir uns einen Theil der Stadt und genossen die schöne Aussicht auf den See. Des andern Morgens um 5 Uhr erhob ich mich wieder auf die Füße, machte abermals einen Spatziergang in der Stadt, bis die Zeit herannahte, wo wir die Versammlung der eidgenössischen Tagherren besuchen wollten. Der Provisor und die andern Gefährten hatten ihre Billete, nur ich nicht; mit Mühe konnte mir der Stud. Fehr aus Frauenfeld, der in Zürich Theologie studierte, noch eins verschaffen; dann giengs zur Kirche. Hier mußten wir noch sehr lange warten, bis die Herren Ehrengesandten eintraten; Kanonenschüsse verkündigten ihre Ankunft. Jetzt erscholl von der Empore herab zum Empfang ein würdiger Sängergruß von einem kräftigen Chor. Herr v. Reinhard, der Bürgermeister von Zürich, der für dieses Jahr die Stelle des Landammanns der Schweiz inne hatte, eröffnete den eidgenössischen Gruß an die Herren mit einer packenden Ansprache. Als die Gesandten hierauf den Eid schwuren, donnerten mehrere Kanonen, und die Feier war aus. Am Nachmittag machten wir noch einmal einen Gang zu den Sehenswürdigkeiten, und am folgenden Morgen schickten wir uns zur Heimreise an.

Einige Wochen nachher ergriff mich ein Fußleiden in den Knöcheln und in den Knien, so daß ich fast nicht mehr gehen konnte. Ich schrieb die Ursache einer Kälte zu, die das Jahr zuvor im Frühling einfiel und während der wir 14 Tage lang in einer ungeheizten Stube uns aufhalten mußten. Eher aber mochte das verderbte Geblüt die Ursache sein; denn ich fühlte mich schon einige Monate vorher nicht recht wohl. Der Arzt verschrieb mir Tisane und verordnete mir, das Bad im Junkholz wöchentlich dreimal zu probieren. Dieses Baden trieb das gesüchtartige Uebel zum Theil in die Hüfte und machte mich sehr matt. Erst Ende Augusts wurde ich davon befreit.

Nachdem der Provisor seine Schwester zu sich genommen hatte, die ihm den Haushalt führen sollte, bemühte sich dieselbe,

eine Singgesellschaft zusammenzubringen. Wir Studiosi, Rüsch und Substitut Müller nebst einigen Frauenzimmern wollten auch Theil daran nehmen. Die erste Uebung wurde am 17. Oktober gehalten, indem wir aus dem ersten Hefte der Teutonia von Nägeli sangen. Zuerst versuchte ich den Tenor; aber ich konnte nicht allein fortkommen, und Hanhart war nicht da; also mußte ich den Baß nachzubrummen suchen. Es nahmen an der Uebung folgende Frauenzimmer theil: Jungfer Ammann, Jgfr. Vogler (Schwester des Fritz V.), Jgfr. Mörikofer, Jgfr. Regula Vogler aus dem Spiegelhof und Frau Mörikofer aus dem Bernerhaus, Tochter des Pfarrers in Gachnang und Schwester meines Eleven Rahn.

Zuweilen bekam ich von Verwandten Besuche, zuweilen machte ich bei ihnen Besuche, bald beim Onkel Jakob in Engwang, bald bei meiner Großmutter in Bußnang. Diese hatte einen starken unheilbaren Husten und trug schwer an der Bürde ihrer Jahre. Ich war immer willkommen, wo ich einsprach; an gastfreundlicher Behandlung fehlte es auch nicht; dabei wurde ich stets darüber ausgefragt, wie es mein Vater nur anfange, so viel Geld für meine Ausbildung zu verwenden, und ob ich denn Hoffnung haben könnte, mein Ziel zu erreichen. Ob diese Forschungen meiner Verwandten aus rein sachlichem Interesse für meinen Vater und mich entsprangen, darüber will ich mich nicht entscheiden; in der Form, wie sie angebracht wurden, enthielten sie eher einen Tadel über unser thörichtes Beginnen, vielleicht auch die Beimischung einer kleinen Dosis von Neid. Ich wich begreiflich solchen Fragen, so viel ich vermochte, aus und suchte das Gespräch auf andere Dinge zu lenken.

Das Jahr 1813 brachte, nachdem der russische Feldzug verunglückt war, neue Ereignisse. Napoleons unruhiger Geist ließ sich das erlittene Misgeschick nicht zur Warnung dienen; sein Schicksal sollte sich nun auch vollenden.[37]) Den Anschein

[37]) In der Proklamation vom 12. Juni 1812 sagte er zu seinen Soldaten: La Russie est entrainée par la fatalité; les destins doivent s'accomplir.

dazu hatte es freilich nicht; denn der Machthaber entwickelte sofort nach seiner Rückkehr aus Rußland eine an das Wunderbare grenzende Thätigkeit, durch die er, weil der blinde Gehorsam der Franzosen noch nicht ins Wanken gekommen war, wie durch Zauberschlag ein neues Heer auf die Beine brachte. Nach Mitte Aprils stand er schon wieder in Deutschland zum Kampfe bereit. Noch einmal lächelte ihm das Glück in dem Siege bei Dresden; dann folgten Schlag auf Schlag die Niederlagen an der Katzbach, bei Großbeeren, Kulm, Dennewitz und zuletzt im Oktober bei Leipzig, wodurch seinen Eroberungszügen für immer ein Ziel gesetzt ward. Da man in der Schweiz befürchtete, der Kriegsschauplatz könnte wieder in unsere Nähe verlegt werden, so ließ der Landammann Reinhard eine Anzahl Truppen nach Graubünden marschieren, um die Grenze vor jedem Feinde, auch gegen Deserteurs, die von der in Illyrien stehenden italienischen Armee kamen, zu bewachen; dahin mußten 2 Kompagnien Thurgauer unter Rogg und Merkli am 9. Sept. ebenfalls ausrücken. Zu Anfang Novembers merkte man auch bei uns die Folgen der Schlacht bei Leipzig; versprengte französische Flüchtlinge, Gemeine und Offiziere, eilten hier durch. Am 9. November kam der Fürst Primas mit 2 Wagen von Konstanz hieher, setzte aber seine Reise alsbald fort, um nach Zürich zu gelangen; denn seine Hauptstadt war von den Alliierten besetzt, ebenso Konstanz. Um dieselbe Zeit wurde der Gr. Rath einberufen, um auf die Tagsatzung, die der schweiz. Landammann außerordentlicher Weise auf den 15. November nach Zürich einberufen hatte, Deputierte zu wählen und ihnen Instruktionen mitzugeben. Die eidgenössischen Tagherren beschlossen, die schweizerische Eidgenossenschaft werde in dem ausgebrochenen Kriege gegen alle Mächte die vollkommenste Neutralität beobachten, und beauftragte den Landammann, nach Maßgabe des Bedürfnisses Truppen ins Feld zu rufen, um die Grenzen zu decken. In Folge dieses Beschlusses marschierte am 2. Dezember ein Bataillon Thurgauer

unter Oberst Streng zum Grenzcordon nach Basel, und zu meinem größten Erstaunen sah ich unter diesen Soldaten auch meinen Vetter Matthias, den Sohn meines Onkels Jakob von Engwang, den man mitten aus der Lehrzeit in den Dienst berufen hatte.

Acht Tage darauf rückte das zweite thurgauische Bataillon unter Kappeler nach Basel. In unsrer Bevölkerung herrschte düstere Stille und Bangigkeit über die kommenden Weltereignisse; in solchen Zeiten durchkreuzen sich die mannigfachsten Gerüchte. Bald hieß es, unsere Neutralität sei anerkannt, bald wieder, sie sei zurückgewiesen. Ein Ungewitter von Oesterreichern und Russen drohe von Schwaben her. Plötzlich kam die Zeitung, die Alliierten würden durch Konstanz, Schaffhausen und Basel in die Schweiz einrücken, um nach Burgund vorzudringen. In der That waren die Oesterreicher am 20. Dezember in Schaffhausen einmarschiert. Regierungsrath Freyenmuth reiste mit unserm Provisor Gutmann nach Feuerthalen, um sich persönlich davon zu überzeugen. Die St. Galler Truppen, die in Schaffhausen in Besatzung gelegen, hatten sich über den Rhein nach Feuerthalen zurückgezogen und die Brücke verrammelt. Bald kam die Nachricht, die Alliierten hätten auch bei Rheinfelden, Laufenburg und Säckingen den Rhein überschritten; die schweizerischen Truppen hätten Ordre empfangen, sich nicht zu widersetzen. Bald hieß es wieder, tausend Mann österreichische Truppen seien auch in unsrer Nähe, in Stein angesagt. Unsre Truppen an der Grenze wurden entlassen; einige erwarteten nicht einmal den höhern Befehl, um sich aufzulösen; andre, besonders die Waadtländer, waren tief betrübt über den schmachvollen Abzug und zerbrachen ihre Waffen. Seit dem 20. standen noch 2 Kompagnien Thurgauer in Frauenfeld, die jetzt nicht wußten, was sie zu thun hätten; am 22. wurden sie entlassen, und auch die, welche nach Graubünden marschiert waren, befanden sich jetzt auf dem Heimwege. Der Kriegslärm verminderte sich allmählig gegen das Neujahr hin.

Bei allen Zerstreuungen durch gesellschaftliche Erholungen und durch die Zeitereignisse ließ ich mich von meinen Studien nicht stark abwendig machen; ich fand auch immer noch Zeit genug, manches unterhaltende und nützliche Buch zu lesen.

In seinem Tagebuch verzeichnet P. für das Jahr 1813 folgende Bücher, die er gelesen:

23. V. Lalotte und Fanfan, zweyer auf einer wüsten Insel ausgesetzten Kinder Begebenheiten a. d. Franz. 4 Thle. Liegnitz 1789. 8.

31. VII. bis 16. VIII. in der Vakanz: Den zweiten Theil von Johannes Müllers vierundzwanzig Büchern allgemeiner Geschichte. — Jakobis zweiten Kurs der Geographie. — Den ersten Band von Bauers Lebensgemälden und Charakterzügen der denkwürdigsten Personen aller Zeiten. 5 Bde. Wien 1808 fgg. 8. — Das vierte Buch des Livius.

29. VIII. Carl von Carlsberg oder über das menschliche Elend von C. G. Salzmann. 6 Bde. m. Kupf. Lpz. 1784—88. 8. — Das 14. Buch der Aventures de Télémaque par Fénelon.

19. IX. Einige Theile von Spieß, Biographien der Wahnsinnigen. M. Kupf. 4 Thle. Lpz. 1795—96. — Den ersten Theil des Physikalischen Kinderfreundes (Pirna 1810. 8 ?).

5. X. Aventures de Télémaque p. Fénelon beendigt. — Den 3. Th. von Joh. v. Müllers allgemeiner Geschichte. — Das fünfte Buch des Livius.

17. X. Joh. v. Müllers allg. Geschichte in 3 Theilen vollendet, mit Vorbehalt der Wiederholung.

4. XI. Steinbarts Logik. — Den 3. Theil von Bauers Lebensgemälden. — Hallers Usong.

17. XI. Wedekinds Geist der Zeit vom Jahre 1809. Freiburg 1811.

7. XII. Cronegks Schauspiele. — Geßners Idyllen.

Einmal machte ich einen Erdglobus vermittelst einer Kugel aus Aspenholz von ungefähr 4 Zoll im Durchmesser. Ueberdies ertheilte ich dem Knaben des Doktor Keller (Adolf) Privatunterricht.

Am Ende des Jahres stiegen mir Bedenken darüber auf, ob ich eine richtige Laufbahn eingeschlagen habe, ob ich nicht als Landwirth, als Fabrikant, als Handelsmann, kurz in einer

praktischen Berufsart nicht glücklicher werden könnte als in dem Beruf eines Geistlichen. Dieser Zweifel wurde immer lebhafter in mir und verhinderte mich besonders in der Kirche, wo er mir jedesmal nahe gebracht wurde, an der nöthigen Aufmerksamkeit auf die Predigt, so sehr ich sonst von Hause aus religiös beanlagt und christlich erzogen worden war.

Am 7. Sept. schrieb P. in sein Tagebuch: „Jedesmal muß die Feier eines Festes den Christen wieder an sich selbst erinnern; erinnern muß es ihn an sein Verhältnis zu Gott und seinem Erlöser, zu seinen Nebenmenschen, und dies muß noch rührender und beweglicher zum Nachdenken sein für das Herz eines jungen Christen, der noch beinahe ganz ohne Erfahrnng, bloß durch Unterricht belehrt, in die Welt hinaustritt, wo so vieles sein Herz an sich ziehen kann, sowohl durch den Schein des Guten, wenn nämlich das Gemüth noch unverdorben ist, als auch durch verführerische und offenbar zu Abwegen führende Lockungen, wodurch er wie betäubt wird. In dieser Lage nun befinde ich mich selbst, und damit ich mich vor jedem Falle bewahre, will ich morgen zum drittenmal meinem Heiland Treue geloben." Hierauf folgt eine Betrachtung darüber, worin eigentlich sein Gelübde beim Genusse des h. Abendmals bestehen soll, woran sich das Gebet schließt: „Gott! Gib, daß ich an deinen Gesetzen meine Lust finde und nie unterlasse, an dich und an meinen Tod zu denken."

1814.

Wenn ich auch in Bezug auf politische Begebenheiten als junger Mensch noch außerordentlich gleichgültig war, so wurde ich doch nach und nach durch den Antheil, welchen die Erwachsenen an diesen Dingen bezeugten, ins Interesse gezogen, und gerade bei diesem Jahreswechsel gab es des Interessanten so viel für die Neugierde. Ich finde es indessen unnütz, alle die Gerüchte hier zu erwähnen, die damals in der Luft herumschwirrten, von den Reaktionsgelüsten der Berner und dem Waldshuter Komite, von den Intrigen des Herrn Senfft-Pilsach in Bern und dem Wohlwollen des Zars Alexander für die Schweiz; ich begnüge mich also mit dem Nächstliegenden. Noch

zu Ende des abgelaufenen Jahres war die Großfürstin Katharina, Kaiser Alexanders Schwester, verwittwete Herzogin von Oldenburg, nach Schaffhausen[38]) gekommen und im Gasthaus zur Krone daselbst abgestiegen; am Freitag den 7. Januar kam der Zar selbst auch dorthin und blieb dort bis zum 11. Januar. Alle Schüler aus der Lateinschule unsers Provisors liefen hinab, ihn zu sehen; von uns Studenten giengen nur Scher und Vogler am Sonntag den 9. Januar hin, wenn schon sie durch den tiefen Schnee waten mußten, der damals gefallen war. Rüsch, Hanhart und ich hingegen lasen den ganzen Sonntag Nachmittag bis 5 Uhr, tranken dann im Kreuz ein Mäßchen und begaben uns in die Gesellschaft der Jungfern, welche in dem Hause der Mutter von Jgfr. Kappeler beisammen war. Acht Tage darauf kamen um halb 2 Uhr neun österreichische Dragoner hier an, die ersten alliierten Truppen, die den Thurgau passierten.

Da gegen Ende des ersten Monats eine ungemein starke Kälte eintrat, konnte ich mein Tagebuch nicht weiter fortsetzen, weil mein Zimmer, wo ich es zu schreiben gewohnt war, wegen des Frostes den Aufenthalt nicht gestattete. Während der Faßnacht, wo die öffentlichen Lustbarkeiten diesmal untersagt waren, und am Faßnacht-Dienstag (22. Febr.) gerieth ich mit meinen Sodalen von einer Visite in die andere, was dadurch seinen Anfang nahm, daß zwei junge Mädchen zur „Letze" von der Frau Präzeptor zu einem Abendessen eingeladen wurden. Unserm Freunde Rüsch vergiengen indessen die Mädchengesellschaften. Als er nämlich eines Tages noch mit uns spatzierte, beklagte er sich über Kolik, hoffte aber, er könne in der nächsten Nacht seine Schmerzen mit Schwitzen vertreiben. Es kam jedoch Blutspeien dazu und starkes Seitenstechen. Weil nun die

[38]) Ueber diesen Aufenthalt s. meinen Unoth. Schaffh. 1868, S. 167 fgg und die Lebenserinnerungen des Ans. v. Meyenburg. Th. 1, S. 11.

Sache ernst zu werden schien, boten wir uns an, die folgende Nacht bei ihm zu wachen; allein er wollte dies nicht annehmen, da er ja bei einem Arzte wohne. In der Nacht jedoch und gegen morgen erstickte ihn der Drang des Blutes nach dem Herzen beinahe; in der härtesten Kälte mußte er 4 Treppen hinauf zu seinem Doktor kriechen und ihn bitten, ihm Ader zu lassen. Die Krankheit steigerte sich in den folgenden Tagen, so daß von uns Kameraden beständig einer bei ihm wachte; mich trafs meistens in der Nacht von 9—1 Uhr. Man mußte ihm, um das Delirium zu verhüten, alle 15 Minuten Ueberschläge von Essig um den Kopf machen; kurz, Doktor Keller verzweifelte selbst an seinem Aufkommen. Allmälig aber trat durch die treffliche Behandlung seines Prinzipals und die sorgfältige Pflege der Frau Doktor wieder Besserung ein, und schon am achten Tage seiner Krankheit konnte ihn sein Bruder besuchen. Ich selbst mußte mich in Acht nehmen, daß mir das Nachtwachen bei der eisigen Kälte nichts schadete; Fasten und Schwitzen waren dann immer meine remedia. Auch Voglern drohte ein Anfall von Brustentzündung; er mußte daher schnell zu Ader lassen.

Am 17. März vollendete ich mein siebzehntes Altersjahr. In diesem Alter geht einem der Gang des Studierens, falls man es irgend ernst nimmt, fast unerträglich langsam. Auch wunderten wir uns, daß die Behörde sich so wenig um unsere Fortschritte zu kümmern schien. Außerdem setzte der Provisor so manche Stunde aus, bald aus diesem, bald aus jenem Grunde, seit dem vergangenen Dezember namentlich deshalb, weil er sich mit Jgfr. Barbara Kramer von Zürich verlobt hatte. Doch versprach man uns gegen Ende des Monats März, man werde uns in der Woche nach Ostern, also gegen Mitte Aprils, ein Examen abnehmen. Wir fiengen folglich an zu repetieren, womit ich bis zur Karwoche fertig wurde. Indessen verzögerte sich das Examen bis zu Ende Aprils. Dazwischen fielen im Thurgau aufregende Begebenheiten vor.

Am Ostermontag machte ich mit meinem Vetter einen Besuch in Sonterswellen im obern Thurgau, wo ich den Vetter Johannes in der Ziegelhütte antraf, welcher mich überredete, mit ihm nach Hause zu kommen und dort zu nächtigen. Hier wurde gewaltig politisiert, und das Landvolk war offenbar in einer fieberhaften Aufregung. Gleich nach Neujahr hatte zwar der Kleine Rath des Kantons in einer Proklamation[39]) das Volk über die politische Lage zu beruhigen gesucht und die Bewohner über ihre gute Haltung in den verhängnisvollen Zeiten belobt; daran anknüpfend hatte er versprochen, daß er bei allem Streben nach Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt doch darnach trachten werde, die möglichste Schonung und Erleichterung bezüglich der Auflagen und Steuern festzuhalten. Diese Aeußerungen schienen einige unruhige Köpfe für Symptome der Furcht im Schooße der Regierung aufzunehmen, und gründeten darauf den Plan, die prekäre Zeitlage zu einer thurgauischen Revolution[40]) auszubeuten. Besonders war es ein Advokat, Salomon Fehr von Frauenfeld, der in der letzten Zeit ein kaufmännisches Geschäft zu Contamines bei Genf, wie es scheint, nicht mit dem erwünschten Erfolge betrieben hatte, und der jetzt in seiner Heimat im Trüben zu fischen gedachte. Daß er ein bloßer Streber war, ergab sich aus den widersprechenden Vorspiegelungen, welche er den Leuten machte, indem er die Radikalen auf die Nothwendigkeit der Wiederherstellung einer helvetischen Einheitsregierung hinwies, die Landstädte dagegen mit der Hoffnung auf vortheilhaftere Vertretung im Gr. Rathe und Zurückerstattung kleinlicher Privilegien köderte, den ehemaligen Gerichtsherren die Wiederauf-

---

[39]) Proklamation v. 4. Jan. 1814 im Beschlußprotokoll 1814, S. 441 abgedr. im Tagbl. der Gesetze 10, 277.

[40]) Pupikofer, Gesch. des Thurgaus 2^1, S. 382. 2^2, b., S. 144; doch ist die Vermuthung auf österr. und russische Antriebe wohl grundlos. Häberlin-Schaltegger, der Kanton Thurgau S. 71. Das Neujahrsblatt v. 1834 verschweigt diese Geschichte.

richtung ihrer frühern Gewalt versprach und dem Landvolk überhaupt goldene Berge verhieß. Mit ihm agitierten der Herr v. Muralt auf Schloß Heidelberg, der Herr v. Zollikofer auf Altenklingen und der Rittmeister Hippenmeier von Gottlieben, eine Genossenschaft, die nicht sehr demokratisch aussah. Den gemeinen Mann reizte man auf durch hämische Bemerkungen auf angebliche Verschwendung der Regenten, die sich erlaubt hätten, gepolsterte Sessel für die Mitglieder des Kleinen und Großen Rathes und eine vierspännige Kutsche für die thurgauischen Tagsatzungsgesandten anzuschaffen. In Sonterswellen war man besonders darüber aufgebracht, daß die Regierung einen Zoll von den Straßen beziehe, welche die Bauern ohne Entgelt hätten erstellen müssen, und daß Herr Morell als thurgauischer Gesandter auf der Tagsatzung geprahlt habe, im Thurgau sei alles Volk mit den gegenwärtigen Zuständen zufrieden. Einige behaupteten, sie hätten schon am 6. April nach Frauenfeld ausrücken wollen, wenn nicht Zollikofer es hintertrieben hätte.

Als ich wieder nach Frauenfeld zurückgekehrt war, hörte ich wenig davon sprechen. Erst am 15. April entstand eine Aufregung in der Stadt. Als wir nämlich des Nachts kaum gegessen hatten, fiel uns die Erleuchtung der Straßen auf. Auf die Frage, was da los sei, wurde uns sachte zugerufen, es sei in Gottlieben und den umliegenden Orten eine Revolution ausgebrochen; die Scharfschützen rückten heran und seien willens, Frauenfeld zu bestürmen. Sogleich begaben wir uns, der Präzeptor Kappeler und ich, auf die Straße, um Näheres darüber zu erfahren; allein außer einigen vorbeieilenden Offizieren bemerkten wir wenig von Belang. Während ich die Nachricht hievon dem Provisor ins Haus brachte, kam Rüsch herbei; wir spatzierten durch die Gassen der Stadt bis zum Sternen und wieder zurück. Plötzlich machte Hanhart, der unterdessen auch herzugekommen war, oder Rüsch den Vorschlag, Voglern abzuholen und ins Wirthshaus zu gehen; ich aber trennte mich und blieb bei

meinem „Philister.“ Bald kamen die beiden ohne Voglern die Stadt herab marschiert, nahmen mich beim Arm und riefen: „Ins Kreuz!“ Aber ich riß mich von ihnen los und blieb. „Ich will jetzt nicht zur Kneipe gehen! Macht, was ihr wollt!“ rief ich. „Da sieht mans, wie der mit uns zusammenhält!“ entgegneten sie und eilten davon. Ich aber begab mich wieder zu meinem Präzeptor, der jetzt beim Rathause sich mit Offizieren und Soldaten und Bürgerwache eifrig besprach. Nach einiger Zeit kamen sie wieder, mit Adam und Fritz Vogler aus dem Löwen verstärkt. Ich trat zu ihnen und hörte, wie Fritz nach seiner Art wagnerte: „Die Rädelsführer sind nur schlechte Leute, die nichts zu verspielen haben; hätte mans nur gemacht wie im Aargau, wo jede Woche Leute in Haft genommen werden! Wäre die jetzige Regierung ungerecht, so könnte ja eine andre eingesetzt werden, und da könnten die Thurgauer sich den Staat einrichten, wie sie wollten u. s. w.“ Als ich einwandte, daß die Kommission, welche die neue Verfassung entwerfen soll, von der jetzigen Regierung niedergesetzt sei, und daß sie aus Männern bestehe, welche ihren Vortheil bei der bestehenden Verfassung fänden, aus den zwei Regierungspräsidenten und den Distriktspräsidenten, und daß überdies unsre Gesandtschaft die Tagsatzung versichert habe, die Thurgauer seien mit der jetzigen Verfassung durchaus zufrieden — schrie mich Fritz an: „Du bist eben auch so ein Oberthurgauer und gehörst nicht zu uns!“ Um nicht Anlaß zu weiterm Streit zu geben, bei dem ich doch den kürzern gezogen hätte, trennte ich mich; ich neigte damals in der That den Ansichten der Oberthurgauer in dieser Angelegenheit zu. Nachdem ich noch eine Weile vor unsrer Hausthür bei den Leuten, welche sich unterdessen dort versammelt hatten, geblieben war, begab ich mich auf mein Zimmer zur Ruhe, wurde aber immer durch das Geräusch und das Rennen auf der Straße aufgeweckt.

Des andern Morgens (16. April) schon frühe stand das ganze Bataillon Kappeler beisammen. Die Bürger hatten vergangene

Nacht bis an die Brücke bei Pfyn patroulliert; denn es hatte sich die Kunde verbreitet, daß aus den Umgebungen von Altenklingen, wo man schon seit einigen Wochen kriegerische Anstalten getroffen habe, der Landsturm nach Frauenfeld aufbrechen werde, um die Regierung zu sprengen. In Islikon und Gachnang waren österreichische Kavalleristen eingetroffen, um, wie die geschäftige Fama sogleich ausspinthisierte, die unzufriedene Partei zu unterstützen; thatsächlich hatten sie die Nebenroute von Stein her eingeschlagen, um die Anwohner der Straße von Schaffhausen nach Zürich nicht allzu sehr in Anspruch zu nehmen. Die Regierung ließ in jedem Distrikt eine Compagnie einberufen und schickte Pulverwagen nach Weinfelden und Steckborn. Ein in Uttweil stehendes Bataillon wurde nach Bischofszell beordert, um von da aus das Schloß Heidelberg zu bewachen. Alle Vorbereitungen waren von Seite der Regierung getroffen, um jene vier an der Spitze der Unzufriedenen stehenden Männer im Schlosse Altenklingen zu fangen. Diese hatten aber bereits Kunde davon erhalten und waren entwischt. Da erließ der Kl. Rath eine Proklamation[41]) an das Volk des Inhalts, wie einige wenige ränkevolle Köpfe und misbrauchte Verirrte die Absicht gehabt, durch Waffengewalt einen Zustand der allgemeinen Unordnung und Zerrüttung herbeizuführen, daß aber eine ernstliche Untersuchung ihre verrätherischen Pläne vollends ans Licht ziehen werde, und daß die Regierung des Kantons entschlossen sei, Ruhe und Ordnung im Lande gegen jeden Angriff mit allen Mitteln aufrecht zu erhalten und erforderlichen Falls sogar die bereits zugesicherte Bundeshilfe in Anspruch zu nehmen. Die Anführer warfen aber von Konstanz aus eine Gegenschrift unter das Volk. Da sandte die Regierung 3 halbe Kompagnien Truppen nach Gottlieben, um Verhaftungen vorzunehmen und sich jene vier Herren von den Konstanzern ausliefern zu lassen. Allein noch am gleichen Tage

[41]) Beschluß-Protokoll 1814, Seite 452—458.

kamen sie, nachdem sie das Schloß in Altenklingen und das in Gottlieben durchsucht hatten, zurück nach Frauenfeld; denn man hätte es nicht wagen dürfen, die Soldaten in den Dörfern einzuquartieren. Die Bewohner von Müllheim sollen ihnen ins Gesicht gesagt haben, daß, wenn sie einen von jenen vier Männern bis zu ihnen gebracht hätten, sie ihnen denselben würden abgenommen haben. Mein Stiefoheim Hans Jakob, der unter den nach Gottlieben ausgezogenen Soldaten war, hatte von meinem Oheim Johannes in der Ziegelhütte auch eine von Fehr verfaßte Proklamation erhalten; allein der Hauptmann hatte sie ihm weggenommen, zu meinem Leidwesen, denn ich hätte sie sehr gerne gelesen. Doch gab mir der Präzeptor eine zur Einsicht; sie enthielt so wenig Lügenhaftes oder Falsches, daß die Regierung in der ihrigen nichts davon widerlegen konnte.

Am 21. und 22. war Sitzung des Gr. Rathes, dem der Kl. Rath einen Bericht über die Vorgänge erstattete, der mit den Verhandlungen des Gr. Rathes dem Druck übergeben wurde. Die vier Anführer der Unruhigen waren von Konstanz nach Zürich geflohen; von dort erließ Fehr eine zweite und bald eine dritte Schrift. Allein die Aufreizungen scheinen nicht mehr gezogen zu haben. Am 10. Mai kam der Tagsatzungsgesandte Morell in einem Einspänner ganz unvermuthet von Zürich und brachte die Nachricht, daß die vier Unruhestifter Pässe erhalten würden, um heimzukehren; man dürfe sie aber nur gelinde bestrafen (!). Bis dahin wurde auch die Compagnie Hasenfratz zurückbehalten. Fehr begab sich bald nachher nach Frankreich, wo er Kommandant eines der neuen Schweizerregimenter ward.[42])

Schon wegen dieser Unruhen und dann weil der Herr Provisor Bräutigam war, schritten unsere Studien sehr langsam vorwärts, indem in jeder Woche 5—6 Stunden für uns verloren

---

[42]) Vgl. über diese Vorgänge noch Müller-Friedbergs Annalen 1, 381—388.

giengen. Endlich am 28. April wurde mit uns das Examen vorgenommen. Von Mitgliedern des Kirchenrathes waren anwesend: Antistes Sulzberger von Kurzdorf, Pfarrer Benker von Dießenhofen, Dekan Zwingli von Lustdorf und Dekan Locher. Der Anfang sollte eigentlich um 10 Uhr Vormittags gemacht werden; allein es wurde 1/4 vor 11 Uhr, bis alle versammelt waren. Zuerst übersetzten wir ein Kapitel aus Ciceros Rede für den Ligarius. Vogler fieng an, konnte aber vor Furcht nichts Rechtes herausbringen; dann folgte ich, und zwar mit sehr wenig Schüchternheit, so daß es nach Wunsch gieng. Hierauf kam eine Stelle aus Cic. quaest. Tuscul., die der Provisor schon vorher uns bezeichnet hatte; weiterhin eine Stelle aus dem zweiten Buch von Virgils Aeneis. Mit der Uebersetzung der vier ersten §§ im 9. Kap. vom dritten Buch im Xenoph. Memorab. Socratis wurde das Examen des Vormittags, welches der Philologie gewidmet war, um 1 1/4 Uhr geschlossen.

Am Nachmittag sollte präzis um 3 Uhr wieder begonnen werden. Da aber der Antistes um diese Zeit noch nicht anwesend war, ließ uns Pfarrer Benker das, was wir am wenigsten erwartet hatten, vornehmen, nämlich den pythagoräischen Lehrsatz zu beweisen; aber er störte uns immer durch sein Wie? Wie? Nachdem dies überstanden war, durchgieng der Provisor mit uns das Grundgebäude der Psychologie, das er für uns in der Nacht vorher entworfen hatte, und das wir erst am Morgen hatten durchgehen müssen. Es gieng indessen nicht übel; nur daß ich gerade auf die erste Frage: Wie heißt Kants Definition der Philosophie? die Antwort schuldig blieb und Vogler für mich antworten mußte. In der Logik legte uns der Antistes das Kapitel von der Eintheilung vor; dagegen blieb das von den Syllogismen nach ihren vier Figuren allerliebst weg. In der Geschichte mußte uns der Provisor über die Schweizergeschichte fragen; nachher suchte er aber um Erlaubnis nach, die alte Weltgeschichte vorzunehmen, weil wir jene ja bloß in der

Lateinschule mitgemacht hätten. Hierauf folgte Physik, wo alles gut gieng, außer daß der Provisor die Definition von Kraft verlangte, welche keiner zu beantworten wußte, da wir uns auf dieses Pensum gar zu flüchtig vorbereitet hatten. Den Schluß bildete die griechische Grammatik. Als die Herren um ein Viertel nach 6 Uhr fort waren, sagte der Provisor, das Examen sei etwas über mittelmäßig. Scher holperte überall, wo man ihn anstach. Am Abend tranken wir zur Freude im Kreuz. Es folgten vier Tage Ferien, die ich in meiner Heimath zubrachte.

Mittlerweile hatten wir unsern Freund Rüsch verloren; denn nachdem seine zwei Jahre Lehrzeit bei Dr. Keller vorüber waren, entschloß er sich, seine akademischen Studien am medizinischen Institut zum Schwarzen Garten in Zürich zu beginnen. Er hatte uns (nebst Fritz Vogler) noch einen Abschied in Matzingen gegeben, wo wir mit 5 Jungfern eine Lustbarkeit mit Tanz anstellten (ich tanzte nicht, weil ichs nicht konnte); der Spaß kostete ihn 6 fl. 17 Kr. Rüsch reiste Montag den 24. April ab, und wir begleiteten ihn noch bis nach Islikon. Von da ab entspann sich zwischen ihm und mir ein Briefwechsel, der sich immer freundschaftlicher gestaltete. Von Zürich begab sich Rüsch im Herbst 1815 nach Tübingen, dann ein Jahr später nach Würzburg, wo er promovierte, ferner nach Wien und endlich nach Halle (1817), wo er sich bereits als Assistent einer merklichen Popularität erfreute. Alsdann kehrte er in die Schweiz zurück, um sich in Speicher als Arzt niederzulassen.

Samstag den 7. Mai machte ich mit Hanhart einen Ausflug nach Konstanz, wo man die Erzherzogin Marie Luise von Oesterreich (vormalige Gemahlin Napoleons) und ihren Sohn (den gewesenen König von Rom) erwartete, die von Schaffhausen[43]) her daselbst eintreffen sollten. Um 5 Uhr abends

[43]) Thurg. Ztg. 1814, Nr. 19. Auch die thurg. Regierung hatte Vorbereitungen für ihre Durchreise getroffen, s. Protokoll des Kl. Rathes vom 6. Mai.

schlugen wir den Weg nach Steckborn ein, indem mir Hanhart es lebhaft ausmalte, wie herrlich es dann wäre, wenn wir mit jungen Mädchen aus Steckborn nach Konstanz rudern könnten; in einer Stunde würden wir am Ziele sein. Allein das war blauer Dunst. Thatsächlich mußten wir am andern Morgen den Weg nach Konstanz auf Schuhmachers Rappen zurücklegen. Als wir um halb 9 Uhr daselbst eintrafen, begaben wir uns auf den Münsterplatz; dort standen die 16 Wagen der hohen Reisenden, und dort trafen wir auch den Provisor Gutmann, den Präzeptor Kappeler und andere Bekannte aus Frauenfeld, außerdem Scher und Vogler. Wir standen ziemlich lange vor dem Logis der Kaiserin, bekamen sie aber nicht zu sehen. Nur den Prinzen sahen wir oft am Fenster; seine Gouvernannte, die Gräfin von Montesquiou, eine stark beleibte Frau, spielte wohl eine halbe Stunde lang mit ihm; es war ein artiger Junge mit einem rundlichen Gesichte, etwas aufgeworfenen Lippen; sein Haar war noch ganz im Naturzustande, etwas blond und mit Haarnadeln aufgewickelt. Darauf machten wir einige Spatziergänge, unter andern einen auf den Damm, wo die Schiffe, mit gelb- und rothen Wimpeln geziert, in Bereitschaft standen, die Kaiserin nach der Insel Mainau zu führen.

Im Schwanen trafen wir Thurgauer zusammen, um Tafel zu halten; das Essen war gut und reichlich und kostete nur 36 Kreuzer das Gedeck; dazu machten uns ein Geiger und hernach eine Harfenschlägerin Tafelmusik. Um 1 Uhr begaben wir uns wieder zum Damm, um die Kaiserin wenigstens beim Einsteigen zu sehen; allein wir fanden das Thor geschlossen, und da wir wünschten, auf dem Steckborner Boote uns dem Schiffe der Kaiserin zu nähern, mußten wir bis fast zur Rheinbrücke hinab eilen, um an einem ganz seichten Orte einzusteigen und zurück zu rudern. Zur rechten Zeit noch gelangten wir in die Nähe des schönsten, mit den prächtigsten Wimpeln gezierten Schiffes; aber die Kaiserin stieg in dem zweiten ein, und nichts sahen

wir von ihr als von hinten den Shawl! Zur Entschädigung dafür gab uns die Abfahrt der Flotille ein hübsches Schauspiel. In einem der vordersten Schiffe befand sich die Musik, und um das der Kaiserin tummelten sich immer zwei Jagdschiffe; viele andere folgten ihm nach, alle mit schönen Wimpeln geschmückt.

So hatten wir also die Kaiserin nicht einmal gesehen, was doch der Zweck unsrer Reise war. Dieser Gedanke machte uns verdrießlich, und wir faßten sogleich den Entschluß, zu Lande nach der Mainau zu eilen. Ich machte mit, obgleich ich seit 8 Uhr Vormittags Schmerzen in den Beinen fühlte. Unterwegs trennten sich Hanhart und Vogler von uns, und Scher und ich marschierten allein vorwärts. Bald gelangten wir auf die Höhe und erblickten von dort den anmuthigen See, die liebliche Mainau, den mit Reben bepflanzten Hügel und auf dessen Rücken das ehemalige Ordenshaus der deutschen Ritter. Wir eilten über den Steg, der vom Lande über das seichte Wasser führte, stiegen auf die Höhe und anderseits wieder hinunter bis zu dem Landungsplatze, und nicht lange mußten wir warten, bis die Schiffe anlangten. Die Kaiserin stieg zuerst aus; allein da sie in dem kleinen Zwischenraum, den sie gehen mußte, immer zur Erde sah, so konnte man von ihrem Angesichte nichts gewahr werden als die Nase. Doch öffnete sie in der Kutsche das Fenster, und bei der Fahrt auf die Anhöhe konnte man sie wie ihre Begleiterin recht gut betrachten. Dann traten wir die Rückreise an; in Almenstorf warteten wir vergeblich auf unsre Kameraden, die sich überhaupt nicht viel um uns bekümmerten; also giengen wir wieder weiter. Als wir in Konstanz eintrafen, sahen wir die Kaiserin, welche eben von ihrem Ausfluge zurückgekommen war, noch einmal, indem sie durch die Stadt fuhr. Jetzt traten wir den Heimweg an. In Tägerweilen harrten wir nochmals umsonst auf unsere Reisegefährten. Kurz nach 7 Uhr abends stiegen wir von dort auf die Höhe, kamen aber, weil uns die Beine nicht mehr recht tragen wollten, nur bis Müllheim (halb

10 Uhr), übernachteten dort und kamen am andern Morgen Vormittags um 10 Uhr wieder in Frauenfeld an.

Wir hatten wieder Ferientage; denn am Dienstag den 10. Mai hatte sich unser Provisor in Kloten copulieren lassen und kehrte mit seiner jungen Frau am nächsten Freitag darauf um halb 9 Uhr abends von Zürich hieher zurück. Wir 4 Studenten und Fritz Vogler im Löwen empfiengen ihn bei seiner Behausung neben der evangelischen Kirche mit einem Pistolendonner; aber als die ersten Ehren-Salven verkracht waren, kam Oberst Kappeler daher gestürmt und rief: „Welche unvorsichtigen Kerle schießen denn so mitten in der Stadt? Geht auf den Stadtweiher, wenn ihr schießen wollt!“ Vogler, der an der Ecke stand, wollte fortspringen; allein der Oberst holte ihn ein. „Du Donners-Bub, sagte er, marsch auf den Weiher!“ Er erschrak darüber so, daß er nach Hause eilte, nachdem er kaum drei Schüsse gethan hatte. Wir hingegen gaben auf dem Weiher noch mehrere Salven. Ich hatte gehofft, man würde uns auch auf das Empfangsessen einladen; allein es wurde nichts draus. Am andern Morgen sagte Hanhart, der Provisor habe nach uns gefragt, und der Tisch sei auch für uns gedeckt gewesen; das war aber nicht wahr. Als Hochzeitsgeschenk stellten wir dem Provisor ein Nachttischchen in sein Zimmer; das kostete 7 fl. 49 Kr.

Um diese Zeit erlebte ich manches Unangenehme. Zuerst war der Monat Mai außergewöhnlich frostig, so daß die Reben und das Gras Schaden davon empfiengen, während die Fruchtbäume noch ziemlich gut davon kamen — was für unser Tuttweil noch vortheilhafter war als das Umgekehrte. Erst am 29. Mai fiel ein schon längst erwünschter Regen, und damit konnte man Hoffnung fassen auf wärmere Witterung. Der Fehrhandel konnte indessen immer noch nicht zur Ruhe kommen. Eines Tages, es war am 20. Mai, als ich meinen alten Tischherren im Wüsthäusli zum ersten Mal, seidem ich von ihm weggekommen war, besuchte, wurde mir die Nachricht gebracht, mein Vetter von

Entenmoos habe im Kreuz Civilarrest bekommen. Des andern Tages wurde er in das Untersuchungsgefängnis übergeführt, und Vetter Johannes in der Ziegelhütte sollte auch noch verhört werden. Einige Tage darauf traf ich den Schulmeister Nater von Guntersweilen, welcher ebenfalls ins Verhör genommen worden war, wie er denn überhaupt einer der Rädelsführer in den Umtrieben Fehrs gewesen zu sein schien. Er fragte mich sogleich nach dem Befinden meines Vetters Johannes; da ich aber nur wußte, daß der andre Vetter, der von Entenmoos, entlassen worden sei, giengen wir einen Versuch zu machen, ob man den Vetter Johannes nicht besuchen dürfe. Das wurde uns nun begreiflich rundweg abgeschlagen. Nachher wollte mich der Schulmeister bereden, bei Hrn. Regierungsrath Freyenmuth für meinen Vetter Fürbitte einzulegen. Allein ich entschuldigte mich, dies abschlagen zu müssen; denn ich wollte mich schon wegen meines Stipendiums vom Staate nicht in solche politische Sachen mischen. Meinem Vater aber hatte ich über die Angelegenheit einen 2½ Quartseiten langen Brief in einem sehr unwilligen Ton geschrieben und ihm bemerkt, er möchte denselben nicht etwa ins Fenster stecken. Rittmeister Hippenmeier und Junker Zollikofer wurden dann freilich anders behandelt als meine Verwandten. Sie sprachen der thurgauer Regierung die Kompetenz ab, gegen sie zu procedieren; denn sie sei Kläger und Richter zugleich; außerdem machten ihre Anhänger Miene, sie mit Gewalt zu befreien; kurz, man ließ sie gehen.

Mein Fußleiden regte sich seit der Konstanzer Reise auch wieder; über dem Knöchel zeigte sich eine Geschwulst, die mich mehrere Wochen quälte und hinderte, und nachdem ich sie mit Vorlauf, den ich mir von Hause hatte kommen lassen, vertrieben zu haben glaubte, äußerte sich das Gesücht wieder aufs neue, jedoch mehr im ganzen Körper als in den Gelenken allein; denn ich fühlte mich am ganzen Körper wie abgeschlagen. Sicher war mein Geblüt nicht in Ordnung.

Seit dem Examen hatten wir einen etwas andern Stundenplan bekommen.[44]) wornach wir in der Woche 3 Stunden Hebräisch, je 4 Stunden in den beiden alten Sprachen, 5 Stunden Philosophie und ein historisches Collegium erhalten sollten — ja sollten, aber nicht immer bekamen. Jeden Donnerstag besprach der Provisor mit uns Kants Kritik der reinen Vernunft.

Auch im Abfassen deutscher Aufsätze mußten die jungen Leute sich üben. Es ist noch ein Oktavheftchen aus dem J. 1813 vorhanden, worin P. solche Stilübungen niederschrieb, die der Lehrer mehr oder minder flüchtig verbesserte. Die Themata derselben lauten: 1. Damon und Pythias. 2. Solon. 3. Leonidas. 4. Messenische Kriege. 5. Nikias. 6. Die Gracchen. 7. Appius Claudius. 8. Furius Camillus. 9. Marcus Porcius Cato. 10. Der Fleiß.[45]) 11. Von den Pflichten der Kinder gegen die Eltern. 12. Kann die ganze Menschheit einen ewigen Frieden erlangen? Was wären die Vortheile davon? Mit Hinsicht auf die Zeitereignisse im J. 1813. 13. Ueber die Schauspiele. 14. Ueber Cäsars Tod.[46])

Auffallend an allen Scripturen P.'s schon aus der Frauenfelder Zeit ist die außerordentlich kleine und dabei doch sehr deutliche und zierliche Schrift. Junge Leute seines Alters schreiben doch meistens auf der Schule eine schulmäßige, jedenfalls größere Handschrift. Dieser Umstand war, wie er mir bestimmt mittheilte, die Folge einer Aufforderung des Provisors, möglichst klein zu schreiben, wie denn auch des Lehrers Schrift manchmal fast mit der Loupe gelesen werden muß. Gutmann, der selbst kein Kanzelredner war, hielt es für nothwendig, daß der Prediger sein Manuscript vor sich auf der Kanzel habe, und zu diesem Zwecke oder für andre Rede-Anläße hielt er es für zweckmäßig, daß man den Vortrag auf das möglichst kleine Volumen zusammen schreibe. Eine weitere Eigenschaft seiner schriftlichen Arbeiten, die ihm ebenfalls zeitlebens blieb, ist die Korrektheit seines Stils, die

---

[44]) Darum schrieb er an Rüsch in Zürich d. 7. Juni: „daß Du es wissest, ich bin jetzt Studiosus philosophiae.

[45]) Erwähnt im Tageb. 17. XI. 1813. Später sind erwähnt: „Das Fliegen der Menschen", 27. V. 1814. „Ueber die nützlichste Erfindung", 6. VII. 1814.

[46]) Alle diese Aufsätze zusammen stehen auf 40 eng und klein geschriebenen Oktavseiten.

er sich wohl lediglich durch aufmerksame Lektüre und Uebung aneignete. Vom Unterricht in deutscher Sprache hielt man damals nicht viel, wußte auch wenig davon. „Wir lernten, sagte P., aus einer kl. deutschen Grammatik, welche etwa 3 Bogen stark und in Zürich gedruckt war, die Deklinationen und Konjugationen. Nachher empfahl uns der Provisor Adelungs Grammatik, aus welcher ich einen Auszug anfertigte."

In der ersten Hälfte des Jahres las ich für mich:

3. V. 1814. Ramels Geschichte der Deportation von Barthelemy ꝛc. nach Cayenne.

3. V. 1814. Die Hälfte des ersten Theils von Boll, über den Verfall der Religiosität. Vom ersten Abschnitt: Was ist Religion? Was ist ihr Verfall? machte ich einen schriftlichen Auszug.

1. VI. 1814. Die sieben letzten Posaunen oder Wehen ꝛc. 1813. „Einen großen Theil der Rechnungen halte ich für einfältig; Divisionen und Multiplikationen sind ganz willkürlich."

26. VI. 1814. Versuch einer Menschenlehre, sich selbst und andre Menschen kennen zu lernen, in e. Reihe historisch-moralisch-satirischer Gespräche v. J. T. A. 3 Thle. Regensb. 1802. 8.

26. VI. 1814. Heß, J. J., Christliches Uebungsjahr. 2 Thle. Zür. 1791—92. 8.

29. VI. 1814. Adelung J. C., Ueber den deutschen Styl 2 Thle. Berl. 1808. 8. Ich machte daraus einen Auszug.

29. VI. 1814. Steinbarts Logik. Theil II. gelesen und ausgezogen.

Wie man sieht, blieb diesen Studierenden neben den Lehrstunden und den Vorbereitungen dazu noch hinreichend Zeit übrig, in welcher sie sich der nicht genug zu schätzenden Uebung hingeben konnten, aus kleinern oder größern gut geschriebenen wissenschaftlichen Werken Auszüge anzufertigen. Der Einwurf, solche Auszüge seien doch auch gar zu leicht; man müsse mehr darauf dringen, daß der Schüler Eigenes produziere — der kann nur von solchen gemacht werden, die gar nichts von der Sache verstehen. Daß gute Auszüge weit schwieriger zu verfassen sind als leichtes Machwerk eigener Art, sieht man am besten an so manchen stümperhaften Inhaltsangaben bei Recensionen und Berichten. An jenen zusammendrängenden Auszügen, wozu die heutigen Gymnasiasten wegen Ueberladung an Fächern leider gar keine Muße und keine Lust mehr finden, hat der junge P. seinen klaren Stil herangebildet. Am 29. Juni schrieb er: „Ich habe mir vorgenommen, ein Werk um das andre zu studieren und zwar mit dem größten Fleiße."

Und er las auf diese Weise in Frauenfeld noch, zum Theil mit der Feder in der Hand:

Herders Ideen zur Philosophie und Geschichte der Menschheit. Bd. I vollendet 24. VIII. Bd. II 28. VIII. Bd. III 31. VIII. 1814. Im ganzen 28 klein geschriebene Oktavseiten Auszug.

14. IX. 1814. Hubers Naturlehre. 3 Thle. Lpz. 1793.

2. IX. 1814. Werdermann, Kurze Darstellung der Philosophie in ihrer neuesten Gestalt. 3 Thle. Lpz. 1793 fgg.

4. IX. 1814. Schuderoffs Journal für Veredlung des Prediger- und Schullehrerstandes. 8 Bde. Altenb. 1808—11. 8°.

3. X. 1814. Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

3. X. 1814. Garves philosophische Anmerkungen zu Ciceros Buch von den Pflichten. 3 Thle.

3. X. 1814. Bodmers Noachide.

9. X. 1814. Ossians Gedichte.

9. X. 1814. Schillers geschichtliche Aufsätze.

9. I. 1815. Büschings Grundriß zu einer Historie der Philosophie. 2 Thle. Berl. 1772—74.

9. I. bis 6. II. 1815 repetiert: Joh. Müllers Allgemeine Geschichte.

15. II. 1815. Oviedo, der Greis oder mein letzter Glaube.

Wie scharfe Aufsicht der Kl. Rath seit Fehrs Affaire über revolutionäre Regungen übte, mag folgender Vorfall[47]) zeigen. Der Thurgau theilte sich nicht nur in politische, sondern auch in religiöse Parteiungen, und die Interessen beider waren auf das sonderbarste mit einander verwickelt. Ein Lieutenant von Eschenz suchte sich nämlich Unterschriften und Leute gegen die Regierung zu sammeln, um diese gefangen zu nehmen, und die evangelischen Thurgauer zu nöthigen, den katholischen die Hälfte aller Rechte zu überlassen zur vollen Parität. Es wurde daher in der Nacht auf den 14. Juni in der Eile eine Compagnie Soldaten nach Frauenfeld gerufen; unterdessen ward aber der Aufwiegler in Steckborn verhaftet und hieher gebracht, und die Regierung faßte noch am gleichen Tage den heldenmüthigen Entschluß, die Truppen zu entlassen und zuzusehen, ob es wirklich mit der Eroberung

[47]) Brief an Rüsch v. 16. VI. 1814.

Frauenfelds, womit die Leute auf der Landschaft immer drohten, einmal Ernst werden wolle oder nicht.

Die Sicherheit schien aber nicht gerade übermäßig gefährdet; wenigstens getrauten sich noch hohe Herrschaften hieher zu kommen.[48]) Am 3. Juli Vormittags 10 Uhr langten die Großfürsten Nikolaus und Michael, die jüngsten Brüder des russischen Kaisers, hier an, stiegen beim Gasthof zur Krone (jetzt Hypothekenbank) ab und setzten nach einem Aufenthalt von 2 Stunden ihre Reise auf der Straße nach Zürich fort. Am 5. Juli sahen wir die ehemalige französische Kaiserin, Marie Louise, die von Konstanz in einer Berline kam, in unsern Mauern. Eine Abtheilung unsers schönen und gut organisierten Scharfschützen-Corps diente ihr als Leibwache. Die Kaiserin schien noch sehr jung, hatte einen schönen Teint und machte überhaupt ein gefälliges Aussehn, so daß sie sehr wohl gefiel. Eine junge Frauenfelderin überreichte ihr einen Blumenstrauß in den Wagen mit den Versen:

Was Kaiserinnen je und Frauen zierte;
Was uns erhaben, hehr und groß erscheint;
Was je durch Huld, durch Grazie uns rührte,
Und uns entzückt, und was der Dichter meint,
Wenn er so herrlich singt von Frauenwürde:
In Ihrem Bilde finden wirs vereint.
Und wie der Anmuth Götter sie umschweben,
Ist sie vom Chor der Tugenden umgeben.

Zur schleunigen Fortschaffung der am 4. und 5 Juli angekommenen und zu ihrem Gefolge gehörigen 11 Kutschen und Kuriere bedurfte es 38 Pferde. Die Kaiserin reiste unter dem Namen einer Herzogin von Colorno und begab sich über Zürich, Aarau, Bern und Genf nach Aix in Savoyen, um in den dortigen Bädern sich zu erholen und dann sich in ihr Herzogthum Parma zu begeben.

Mein Gemüthszustand war um diese Zeit ziemlich unruhig,

[48]) Thurg. Ztg. 1814, Nr. 28. Häberlin-Schaltegger, Kanton Thurgau S. 59. Thurg. Beitr. 32, 36.

weil meine Einbildungskraft sich die Bahn meines Lebensberufes näher vorstellte, als es wirklich der Fall war. Ich sehnte mich außerordentlich darnach, einmal predigen und einmal als selbständiger, als freier Mann in meinem Berufe thätig sein zu können. Derartige Gedanken waren nun freilich für einen siebenzehnjährigen jungen Menschen verfrüht, und es war gut, daß eine angemessene Zerstreuung mich davon ablenkte.

Es war an einem schönen Sonntagmorgen den 24. Juli, als Vogler und ich in der Frühe einen Spatziergang machten. Da trafen wir unsern Commilitonen Scher, der uns das Wetter als herrlich zum Reisen schilderte. Wir redeten mit einander vom Rigi, von Einsiedeln, von Luzern, vom Glarnerland, vom Tockenburg, aber nur ins blaue hinein. Scher aber nahm die Sache ernst, kam noch einmal vor der Kirche zu mir und wandte alle Beredsamkeit an, mich dazu zu bewegen; nach der Aeußerung des Provisors, sagte er, sei es ihm ja einerlei, ob wir jetzt in der Ernte 14 Tage und im Herbst 8 Tage Ferien hätten, oder umgekehrt. Endlich bewirkte er und das günstige Wetter soviel, daß ich nur noch Voglers Meinung zu hören wünschte; denn Hanhart war mit seiner Schwester nach Steckborn gefahren und kam erst am folgenden Tage zurück. Vogler leistete der Ueberredungskunst Schers noch längern Widerstand als ich, schob aber den Entscheid bis nach der Kirche auf. Also war die Reise soviel wie beschlossen. Nach der Kirche brachten wir unsere Sachen in Ordnung und machten noch beim Provisor einen Abschiedsbesuch. Er lobte unsern Entschluß, gab uns zwei Fernröhren mit nebst Ebels Anleitung, die Schweiz zu bereisen (den damaligen Bädeker) und versicherte uns die Dauer des schönen Wetters. Er behauptete nämlich, durch gesammelte Beobachtungen die Witterung der einzelnen Jahrgänge ausrechnen zu können, und da 1814 einen warmen Sommer haben sollte, bis jetzt aber noch nicht gehabt hätte, so werde das schöne Wetter bei seinem endlichen Anfange desto anhaltender sein.

Von dieser Reise, die 10 Tage dauerte, will ich hier nur die Hauptsachen[49]) erzählen. Nachmittag um 1 Uhr reisten wir ab und brachten die Nacht in Wallisellen zu. In Zürich, wo wir des andern Tages früh eintrafen, suchten wir unsern Rüsch auf, der sich sofort bereit zeigte, mit uns zu gehen; diesen Entschluß machte ich dem Hanhart brieflich bekannt. Um 8 Uhr waren wir schon auf dem Wege auf den Albis, wo wir die von Ebel gepriesene höchste Stelle bestiegen. Die herrliche Aussicht belohnte uns hinlänglich für diese Abschweifung. Die schönen Ufer des Zürchersees bis nach Rapperswyl hinauf und bis zu den Inseln; die erhabene, sich majestätisch darstellende Alpenkette; das ganze Zugerland mit dem Zugersee und ein Theil des Luzernergebietes; endlich ein Stück des Vierwaldstättersees — das alles lag jetzt in voller Pracht vor unsern Augen und wurde uns verdeutlicht durch Ebels Panorama. Zwar noch nicht satt von dem schönen Anblick, aber von den aus mehreren Dörfern ertönenden Mittagsglocken zum Aufbruch gerufen, stürzten wir uns bergab und gelangten auf der Landstraße nach Kappel, dem Sterbeorte Zwinglis, und weiter nach Baar, wo eine schöne Kirche stand. Von hier nach Zug war der Weg sehr angenehm, weil mit einer Menge von Bäumen besetzt. Von dieser Seite sah man die Stadt, die noch mit Mauer und Graben umgeben war, nicht eher, als bis man fast dabei war. Auffallend war uns der damals noch ungewöhnliche Aufwand, der auf dem Kirchhofe uns entgegen trat. Beinahe jedes Grab hatte ein eisernes Kreuz, und wenn es nicht durch einen Leichenstein bedeckt war, so war es doch wenigstens mit Blumen bepflanzt. Von Zug ließen wir uns nach Buonas hinüber gondeln und kamen dann vermittelst eines Fußweges bald in den Kanton Luzern; wir sahen den Rigi, das Ziel unserer Reise, beinahe senkrecht vor uns stehen. Was uns die Landschaft, in die wir

[49]) Ausführliche Beschreibung der Reise vom 24. Juli bis zum 2. August im Tagebuche.

nun eingetreten waren, noch angenehmer machte, war die malerische Tracht, welche die Bewohner an diesem Tage, dem h. Jakobsfeste, an sich hatten. Zwar die Männer trugen sich wie die in andern Kantonen (lange Hosen ꝛc.); die Weiber aber giengen großentheils noch in der alten Tracht. Sie bestand in einem beinahe ganz flachen runden Strohhute, der mit Bändern und Blumen geschmückt war, in einem feinen, gewöhnlich gestickten Mieder und einer kurzen Juppe, deren Gürtel ein oder zwei Riemen Zeuges von verschiedener Farbe bildeten. In Aebikon, eine Stunde vor Luzern, beschlossen wir unsre Tagereise und bezogen das Nachtquartier. Es nahm mich jetzt bei der Schönheit des Landes und seiner Bewohner nicht mehr Wunder, daß die Reisenden gewöhnlich diese Gegenden und selten den Thurgau aufsuchten. Am folgenden Morgen um 5 Uhr standen wir schon vor dem Wäggithor in Luzern; um aber zuerst eine Aussicht auf die ganze Stadt zu gewinnen, wendeten wir uns nach der rechten Seite zur Hofkirche, die sich majestätisch von der Höhe präsentierte. Wir giengen die Stufen hinauf zum Portal und traten ein. Die Bilder der beiden Hauptaltäre stellten beinahe in Lebensgröße Maria vor, wie sie Jesum auf dem Schoße hält und über den Todten trauert, und die Himmelfahrt Christi mit einer schönen ausdrucksvollen Mariengestalt. Die Stühle im Chor waren in alter Kunst geschnitzt; in der Sakristei sah man die noch vorhandenen Schätze der Kirche; ein großer Theil hatte zu Kontributionen für die Franzosen veräußert werden müssen. Eine ganz mit Edelsteinen behängte schöne Büste stellte den Kirchenpatron vor; in einer kostbaren Schachtel zeigte man das Manuscript des neuen Testaments in lateinischer Uebersetzung, aus welchem zu bestimmter Zeit (denn es ward von einem Edelmann zu diesem Zwecke gestiftet) dem Volke vorgelesen wurde. Prächtig stellte sich auch ein Spiegelgemälde dar, welches die Taufe Jesu enthielt. Als wir diese Merkwürdigkeiten besehen hatten, stiegen wir auf den Thurm, genossen aber keinen

rechten An- und Einblick der Stadt, da die Aussicht größtentheils durch die Schirmdächer verhindert war.

Gerade von der Hofkirche herab gelangten wir auf die Hofbrücke, worin die ganze biblische Geschichte alten und neuen Testaments durch Gemälde dargestellt war. Die Kappelbrücke enthielt ebenfalls 200 Gemälde von den Thaten der Eidgenossen; diese waren aber durch die Länge der Zeit theils ziemlich verblichen, theils zerstört; doch fanden wir noch einzelne schöne Stücke darunter. Eine dritte Brücke, die über die Reuß in der Stadt, enthielt Gemälde, welche den Todtentanz vorstellten. — Im Zeughause sahen wir 30 Kanonen und 12 Mörser, eine große Menge Flinten, dann mittelalterliche Rüstungen und Waffen in nicht geringer Anzahl, endlich erbeutete Fahnen und unter andern eine türkische Schiffsflagge, welche, einer Parabel ähnlich geformt, etwa 20 Schuh lang war. — Sehenswerth war auch das Rathhaus wegen seiner prächtigen Gemälde. Im Vorzimmer fanden sich (in 4 Reihen über einander) die Bildnisse der Schultheißen von Luzern; in der untersten Reihe waren die merkwürdigsten Schlachten und Thaten der Eidgenossen dargestellt. Den Hauptsaal zierten das Urtheil Salomons und die Gesetzgebung Mosis nebst andern allegorischen Bildern.

Der Sohn des Maurers Keller von Frauenfeld, der in Luzern das Baufach erlernte, führte uns in die Zeichnungsschule und hernach auf eine Anhöhe im Westen der Stadt, von wo man eine prächtige Aussicht über den Vierwaldstättersee und seine Berge genoß. Merkwürdig war uns auch der chinesische Garten des Hrn. Pfyffer an der Straße gegen Zug.

Um halb 3 Uhr fuhren wir von Luzern ab nach Weggis und zwar nicht ohne Scheu vor einem Ungewitter, mit dem uns der Pilatus drohte; denn derselbe legte seinen Hut an diesem Tage nie ab. Die Fahrt auf dem See gewährt mehr Romantisch-Schauerliches als die auf den Seen der Ebene; wir kamen an einigen kühn herausragenden Felsenzungen vorbei, und der

Donner, den wir von ferne aus den Urnergebirgen vernahmen, erweckte in uns eine kleine Idee von den Schrecknissen eines Ungewitters auf dem Meere. Als wir in Weggis gelandet waren, zeigte die Uhr etwas über fünf. Rüstig unternahmen wir jetzt den Aufstieg auf den Rigi, obwohl die Sonne noch heiß brannte. Anfangs giengs noch leicht; später wurde der Weg immer steiler; wir gelangten nach einer Stunde zu einer Kapelle und einer Einsiedelei, dann über ermüdende Staffeln zu saftigen Weideplätzen bis zu einer Hütte, wo wir eine Erfrischung (Sufi) erhielten. Endlich erstiegen wir mit zitternden Knien das Kalte Bad. Weil nun durch den starken Schweiß unsre Hemden ganz naß geworden waren, zogen wir sie zum Trocknen aus und knöpften unsre Röcke bis oben zu, so daß niemand das Fehlen der Wäsche merkte. Im Kalten Bade ist eine artige Kapelle bei einem Felsen, worin man Wasser herabrollen hört, welches sich in einer kleinen Oeffnung sammelt und äußerst kalt ist. Am Abend spät langte noch eine andre Gesellschaft von zwei Herren und zwei Frauenzimmern an; mit diesen brachen wir am andern Morgen um 3 Uhr auf und waren nach einer Stunde schon auf dem Kulm, so nennt man die höchste Spitze des Rigis. Der Nebel, der am Abend vorher sich gesammelt hatte, war zum Theil noch vorhanden, und daher sahen wir die Sonne nur blutroth aufgehen; bald zerriß sie indessen den Schleier und legte die erleuchtete Erde wie ein Gemälde zu unsern Füßen. Mit zufriedenem Wohlgefallen ruhte das Auge auf den Landschaften Zugs, Luzerns, Zürichs und Aargaus, die sich ganz in Miniatur darstellten. Unten am Fuße des Berges liegt der Zugersee, so daß es scheint, man könnte sich in denselben hinabstürzen. Ohne Hülfe erkannten wir die hohen Berge des Alpengebietes: die Jungfrau, das Schreckhorn, das Wetterhorn, die Clariden, den Tödi, den Glärnisch u. s. w.

Um 6 Uhr stiegen wir gegen das Dörfchen Rigi herab; in der Nähe desselben befindet sich eine ziemlich große Höhle (sie

mag etwa 30 Fuß lang und 18 breit sein), welche dem Vieh zur Zuflucht dient. Etwas über dem Dörfchen kehrten wir in einer Sennhütte ein, welche nicht gerade appetitlich aussah. Wir verlangten Milch; die Löffel aber, die man uns reichte, waren noch ganz schmutzig, einer derselben lag sogar im Miste. Auch die Kirschen, die man uns darbot, waren nicht gar säuberlich, und doch forderte man 12 Kr.: ein Zeichen, daß diese Hirten nicht mehr die so gepriesene Uneigennützigkeit besaßen.

Von hier an führte ein äußerst steiler Weg den Berg hinunter gegen Goldau; der Pfad ist ganz in Stufen gehauen, und dieses Herabsteigen, 2 Stunden lang, nahm unsre Beine gehörig her. Scher, dem schon vom Albis her ein Fuß wehthat, empfand solche Schmerzen, daß er immer zurückblieb und uns dann zurief: „Ein Hinkender sein.“ Er hatte uns nämlich das Vergnügen gemacht, während der ganzen Reise im Infinitiv zu sprechen, was uns oft zum Lachen brachte. Solche kleine Scherze helfen auf Reisen die Mühseligkeiten des Marschierens leichter ertragen, als wenn man jammert. Noch vor Goldau wollte er mit uns abrechnen; denn er hatte sich vorgenommen, daselbst zu bleiben oder wenigstens nur noch gen Einsiedeln zu hinken, um uns andere am Vorwärtskommen nicht zu hindern. Wir lagerten uns unter einem Baume, bewogen ihn aber, nachdem wir uns gelabt hatten, den Weg mit uns fortzusetzen. Es war ein heißer, schwüler Mittag, als wir mit Ehrfurcht die schreckliche Wüste betraten, welche am 2. September im Jahre 1806 durch den Sturz der ungeheuren Felsmassen entstanden war. Wir sahen im Geiste unter uns die zerstörten Häuser und die zerquetschten Menschen, wie sie sich hilflos in ihrem Blute wanden. Es erregte Schauder und Entsetzen, hier zu wandeln, und wir freuten uns, als wir vorbei waren! Auf unsern hinkenden Scher wartend, bewegten wir uns so langsam, daß wir in Zeit von 3 Stunden kaum einen Weg von 2 Stunden zurücklegten und gleichwohl äußerst müde wurden. Als daher Scher in dem Wirths-

hause im Sattel die Nacht zuzubringen beschloß, bequemten wir uns, dasselbe zu thun, theils aus Müdigkeit, theils aus Besorgnis, es möchte unserm Patienten etwas Böses zustoßen, wenn wir ihn verließen.

Diesen Abend schickte die Frau Wirthin ihren Bruder, den Schulmeister mit uns, auf daß er uns das Merkwürdigste der Umgegend zeige. Er war ein sehr vernünftiger und gebildeter Mann, der in Fischingen zur Schule gegangen war. Da uns wenig Lust anwandelte, auf den eine Viertelstunde entlegenen Morgartenberg zu steigen, so führte er uns längs dem Thale hin bis gegen den Egerisee, in dessen Nähe ein Thurm steht, von wo über den Morgarten bis zum Rothenthurm und über den Roßberg oder (wie er auf dieser Seite heißt) den Kaiserstock bis nach Arth eine Mauer soll gezogen gewesen sein, welche die Landwehr genannt wurde. Sie war aufgebaut gegen die ausländischen Ritter und Edelleute, die das Land in alten Zeiten so sehr beunruhigten, daß jeder Bauer stets seine Wehr und Waffen mit sich führte. Einer von diesen, dessen Wohnung er uns von ferne zeigte, soll an einem Tage 30 Bürden Heu gemäht und 30 Feinde erschlagen haben. Von einer Anhöhe aus sahen wir auch sehr gut die Gegend, wo im Jahre 1315 die Oesterreicher von den Schweizern geschlagen und in den See gesprengt worden waren.

Der Schulmeister erzählte uns ferner eine wichtige Thatsache, die sich vor dem Sturze des Roßberges auf Goldau ereignet hatte, und die er selbst von einer dabei thätigen Magistratsperson in Schwyz gehört zu haben versicherte. Etwa 2—3 Monate vor dem Bergsturze, sagte er, besuchte ein Einsiedler aus Unterwalden denjenigen auf der Insel im Lowerzersee. Als er nun über den See fuhr und das herrliche Thal betrachtete, brach er unerwartet in Klagen aus über das Unglück, welches diese Gegend binnen kurzem treffen werde. Dies Wort erscholl bald im ganzen Lande herum, und es entstand daraus eine solche

Bewegung in den Gemüthern, daß endlich die Regierung, darauf aufmerksam gemacht, es untersuchen ließ, woher dieses Gerücht stamme; am gleichen Tage aber, wo man nach langem Forschen auf seinen Ursprung kam, stürzte der Berg auf das unglückliche Dorf herunter. Nach der Versicherung desselben Schulmeisters hatten auch etliche Monate vorher einige Herren aus Deutschland diesen Berg untersucht und aus seiner lockern Beschaffenheit einen Einsturz desselben vorhergesagt; aber die Einwohner von Goldau glaubten immer, er werde nicht sie, sondern andere treffen. Endlich sollen einige Tage vorher mehrere Männer in dem Berge haben graben wollen, und wenn sie mit dem Spaten nur in die Erde stachen, soll die Erde einige Fuß hoch emporgesprungen sein.

Im Sattel wurden wir gut beherbergt, und wir fanden dort muntere Gesellschaft, indem zwei Zürcher Pensionen mit 24 Knaben daselbst übernachteten. Am folgenden Tage (Donnerstag 28. Juli) brachen wir früh auf nach Rothenthurm; dort frühstückten wir und trennten uns dann von Scher, weil er durchaus lieber allein und nach seinem Vermögen gehen, als uns aufhalten und nachhinken wollte. Allein wir hätten ihm ebenso vortheilhaft abgewartet; denn in unsrer Eile liefen wir irrig der Straße nach bis auf die Schindellegi, von wo wir wieder 1½ Stunden zurück nach Einsiedeln gehen mußten. Rüsch aber, der sich bei der Schindellegi auf dem Wege nach Zürich befand, trennte sich von uns und gieng nach Hause, indem er n Richtersweil seine auf der Reise zusammengesuchten Alpenpiflanzen liegen ließ; wir hingegen (Vogler und ich) langten nur wenige Minuten vor Scher in Einsiedeln an. Vor 11 Uhr besahen wir im Kloster die Bibliothek und das Naturalienkabinet, wo ein schöner phsikalischer Apparat vorhanden war. Der Conventuale, dem man den Titel Professor gab, und der uns alles zeigte, war so freundlich, uns zu elektrisieren und uns durch ein prächtiges Fernrohr einen weitabstehenden interessanten Ort beobachten zu lassen. Im Bären lebten wir sehr einfach, aber sehr

theuer; denn für 3 Schöppchen Wein, Brot und einen Vierling Käse forderte man 48 Kreuzer.

Von Einsiedeln führte uns der Weg über den Berg Etzel nach Lachen; bis auf die Höhe des Berges, wo man eine schöne Aussicht über den Zürchersee hat, begleitete uns Scher. Dort schied er von uns und lenkte nach Rapperswyl ein. Von Lachen nach Bilten sind vier höllische Stunden für müde Füße; es war uns daher unmöglich, über dieses Dorf hinaus zu kommen. Am folgenden Morgen reisten wir beide (Vogler und ich) über Näfels nach Mollis hinauf und dann längs dem Linthkanal hinab gegen Weesen. Ueberall giengen wir an diesen Ortschaften vorüber, indem wir den für diesen Tag auf 13 Stunden berechneten Weg möglichst abkürzen wollten; in Schännis machten wir Mittagsrast. Es fand sich zwar bei Weesen noch immer viel sumpfiges Land; allein im Verhältnis zu dem ehemals ausgedehnten Moorland erschien der Rest unbedeutend, und vermuthlich wird auch dieser in nicht langer Zeit noch aufgetrocknet sein, da man noch immer damit beschäftigt war, den Ausfluß des Sees tiefer zu machen. In Schännis sahen wir an der Straße ein Steindenkmal mit der Aufschrift: „Hier fiel und starb der k. k. General Hotze u. s. w.“

Von Schännis bis auf den Berg gieng ein harter Weg am Klösterchen Zion vorbei zur Höhe, von der wir eine prachtvolle Aussicht auf den Zürchersee und dessen Umgebung genossen; dies und die Gesellschaft eines Herrn Zeller von Zürich, den ich für einen Studenten hielt, machten uns die beschwerliche Reise vergnügt. Dann kamen wir am Dorfe Hummelwald vorbei, welches mit den Ortschaften im Appenzellerland das Eigenthümliche gemein hat, daß jedes Haus wenigstens 20—30 Schritte weit vom andern entfernt liegt und so der ganze Berg mit Häusern wie besäet ist. Von Lichtensteig nach Herisau war der Weg nicht weniger steil als bisher, besonders da wir über den Fußsteig und Schwellbrunn einlenkten. Es war schon

9 Uhr abends, als wir nach einem Marsche von 13 Stunden in Herisau anlangten.

Am folgenden Tag (Samstag 30. Juli) machten wir Rast. Zunächst wurde ich zum Mittagessen eingeladen vom Amtsrichter Ramsauer, dessen Sohn in Frauenfeld der Nachfolger Rüschs in der Lehre bei Doktor Keller geworden war und so bei mir Privatstunden im Lateinischen nahm. Außerdem genoß ich viel Vergnügen mit zwei Herren aus der pestalozzischen Schule, Wirth und Richard, welche in Herisau eine Art von Institut errichtet hatten und in dem Hause des Schneiders Näf wohnten, bei dem Voglers Mutter Haushälterin war. Am Sonntag giengen wir zur Kirche, wo Pfarrer Scheuß eine Predigt hielt, die aus einer Parallele zwischen den Pharisäern und den heutigen Weltmenschen bestand (Matth. 5, 20). Am Nachmittag machten wir einen Ausflug nach Wahlstatt in das Badehaus; wir hatten eigentlich Gais in Aussicht genommen; allein der Morgen war sehr neblig, und weil wir Regen fürchteten, blieben wir am Vormittag zu Hause. Am Montag machten wir einen Ausflug nach St. Gallen und besahen dort u. a. den großen Spatziergang auf dem Brühl und das daran liegende Haus des „reichen Schlatter", welches ganz in orientalischem Geschmack gebaut war, ferner die prachtvolle Klosterkirche, deren Altäre im J. 1811 ganz neu gemacht worden waren. Nachdem wir die Nacht wieder in Herisau zugebracht hatten, konnten wir am Dienstag (2. Aug.) endlich die Heimreise nach Frauenfeld antreten. Mittwoch abends begab ich mich nach Tuttweil zurück, um die übrigen Tage dieser Ferienwoche noch bei meinen Eltern zuzubringen. Montag den 8. fiengen unsre Collegien wieder an, und auf die Frage des Provisors: „Was habt ihr gearbeitet?" riefen wir wie aus einem Munde: nichts!

Nach dieser Reise lagen wir nun wieder der Erfüllung unserer Pflichten ob. Wir lebten immer noch in dem Wahne, daß wir bis zu Neujahr oder bis zum Frühjahr als fertige

Theologen ins Leben hinaus treten könnten; man hatte ja nur einen zweijährigen Kurs für uns vorgesehen. Es ist daher erklärlich, wenn wir darauf drangen, daß der Unterricht nun endlich auch das spezifisch Theologische uns vorführe. Das Hebräische hatten wir allerdings schon begonnen; nun sollten wir Auszüge aus den Büchern der h. Schrift anfertigen, und zwar je am Sonntag Vormittag und uns dann in Nutzanwendungen der Schriftworte versuchen. Zu Anfang Oktobers legten wir dem Provisor den ersten Versuch einer solchen Arbeit vor; aber nach seiner Meinung hatten alle (außer Scher) darin gefehlt, daß wir die Einleitungen mit zu allgemeinen Gegenständen ausfüllten. In einem Collegium über den Römerbrief wurden wir von unserm Lehrer ein wenig mit der Exegese bekannt gemacht.

Herr Gutmann, der unsern Ehrgeiz so sehr anzustacheln wußte, daß wir die Bescheidenheit, die unserm Alter und unsern Kenntnissen angemessen gewesen wäre, bald vollständig vergessen hätten, hatte dann beim Unterricht zuweilen sonderbare Manieren in der Behandlung seiner „Studenten.“ Eines Tages brachte er dem Commilitonen Scher den Aufsatz, den dieser über das Thema gemacht hatte: Ist unter einem genialischen oder einem blöden Kopfe das Volk glücklicher? Er hatte dabei den blöden Kopf in den gutmüthigen und in den tyrannisch-bösen unterschieden und letztern sehr erniedrigt. Da sagte der Provisor bei der Kritik: „Geben Sie wohl Acht, daß Sie über den Dummkopf nicht allzu sehr schmähen! Wahrlich, es leuchtet nichts Besseres aus diesem Aufsatze hervor!“ Darüber wurde Scher begreiflicherweise aufgebracht, und zwar so sehr, daß er fortlief, und trotz aller Aufforderung nicht zurückkam, sondern einen Spatziergang machte. Die Censur, die der Lehrer unter die Arbeit geschrieben hatte, lautete indessen gar nicht so böse: „Die Frage ist zwar verdreht, und die Ordnung könnte besser sein; aber die Sache ist gut; die Ideen sind deutlich und die Beispiele meistens passend.“ [50])

[50]) Tageb. 23. VIII.

In dieser Zeit, wo wir allmälig zur Theologie übergiengen, wurde ich eines Tages[51]) vom Regierungsrath Dumeli von der Straße auf sein Zimmer gerufen. Er habe, sagte er zu mir, gehört, daß ich tapfer studiere und gern lese; nun seien ihm von einem Fallimente eine Anzahl Bücher zugefallen, die, weil theologischen Inhalts, für ihn unbrauchbar seien; diese wolle er mir schenken. Und damit übergab er mir ein großes Paquet, das ich mit Freuden heimtrug; beim Oeffnen desselben fand ich ganz brauchbare Werke darin von Schuderoff, Schott, Hacker, Müller, Dietzsch und Stolz: Namen, die freilich jetzt längst vergessen sind.

Seit dem Herbst war wieder ein Examen in Sicht; aber theils verzögerte sich die Abhaltung desselben durch verschiedene Umstände, theils wurde es nicht mehr so solenn abgehalten wie das erste Mal. Am 10. Dezember abends erschien der Antistes und examinierte uns im Cicero, in der Ilias und in der Aesthetik von 4 bis $^1/_4$ vor 6 Uhr.

Die Frage der Gründung eines thurgauischen Gymnasiums gab den Behörden in dieser Zeit viel zu denken, zu schreiben und zu verhandeln.

Schon am 17. Dezember 1813 machte der evangelische Kirchenrath hierüber eine Eingabe[52]) an den evangelischen Theil des Reg. Raths, worin es heißt: „Wir waren diese Jahre her, wo wir mehrere junge Leute um des großen Bedürfnisses willen aufmuntern mußten, sich dem Studium der Theologie zu widmen, mehrmals verlegen, denselben die Geistlichen, bei welchen sie den zweckmäßigsten Unterricht erhalten könnten, ausfindig zu machen. Auf die besten schweizerischen Gymnasien konnten sie nicht geschickt werden, weil sie auf dieselben durch einen zweckmäßigen Schulkurs noch nicht vorbereitet waren. Auch künftig würde es selbst wohlhabenden Eltern zu kostspielig und abschreckend sein, Söhne, welche sie dem Studium der Theologie zu widmen wünschen, zuerst mehrere Jahre lang in auswärtig vorbereitende Schulen und dann wieder einige Jahre auf die Akademie zu schicken. Nachdem wir

[51]) Tageb. 12. VIII.

[52]) Missivenbuch des evang. Kirchenraths.

zuerst einige Plätze gefunden hatten, wo unsere Studierenden einen vollständigen Unterricht und Leitung in ihren Studien erhielten, konnten wir doch bald keine andern Studierenden ferner dahin placieren und mußten es als einen sehr günstigen Umstand ansehen, daß wir nun in Frauenfeld selbst für einige Studierende sehr guten Unterricht finden konnten."

„Dieses erweckte zuerst den Gedanken, ob nicht da eine bleibende Anstalt errichtet werden könnte, wo Kantonsbürger, die sich dem Studium der Theologie widmen, ohne allzu abschreckende Unkosten, ihre Studienbahn durchgehen könnten, indem die Bewohner des Hauptortes und benachbarter Gegenden während der ganzen Zeit im elterlichen Hause leben, aber auch entferntere Kantonsbürger wohlfeiler Unterhalt und Wohnung finden könnten, als es auf entferntern Akademien der Fall ist. Wir glauben auch, daß die Nähe einer solchen Anstalt schon an und für sich mehrere wohlhabende Eltern ermuntern würde, dieselbe für die Bildung ihrer Söhne zu benutzen, und daß dann desto eher eine hinlängliche Zahl von Kantonsbürgern sich von Zeit zu Zeit dem Studium der Theologie widmen würden, ohne daß der Staat wie bisher das erste Bedürfnis erfordern, dann ferner durch große Unterstützungen auch weniger Wohlhabende dazu ermuntern müsse. Bei dieser Nähe der Anstalt stehen die Studierenden schon während ihrem Studienkurs unter der Aufsicht der Behörden, welche die kirchlichen Angelegenheiten des evangelischen Kantonstheiles besorgen, und der Vorsteher der Geistlichkeit. Diese lernen sie kennen und sehen, was sie von ihren Fähigkeiten, ihrem Fleiß und ihrem Charakter zu hoffen haben, können ihren Fleiß ermuntern, ihr Betragen beaufsichtigen und auch nach Endigung des Studienkurses desto bestimmter beurtheilen, was für Stellen ihren Talenten angemessen sein möchten."

„So wie wir aus diesen Gründen die Errichtung einer Lehranstalt für Theologie-Studierende als sehr wünschbar halten müssen, so glauben wir, daß es auch von andern Behörden für wünschbar werde angesehen werden, daß z. B. solche Kantonsbürger, welche sich der Medizin widmen wollen, im Kanton eine Gelegenheit finden, sich in den Sprachen und den allgemeinen Wissenschaften zu unterrichten, die eine nöthige Grundlage aller soliden wissenschaftlichen Bildung und Vorbereitung auf die Fakultätswissenschaften sind. Auch solche, welche sich dem Studium der Rechte widmen wollen, oder welche sonst als Söhne angesehener und wohlhabender Kantonsbürger mehr gebildet werden und dadurch sich zu Ehrenstellen im Staate vorbereiten wollen,

könnten bei dieser Anstalt Leitung zur allgemeinen wissenschaftlichen Bildung und zu ihrem besondern wissenschaftlichen Studium finden."

„Wir finden es auch der Ehre eines Kantons, der zu den größern in der Schweiz gehört, für angemessen, nicht immer ganz ohne ein wissenschaftliches Institut zu bleiben, welches selbst auch als Mittelpunkt wissenschaftlicher Nacheiferung solche ermuntern könnte, die ihren ernsten Studienkreis schon vollendet haben."

„Aber so sehr wir aus allen solchen Gründen die baldige Errichtung eines thurgauischen Gymnasiums wünschen müssen: so wagen wir es doch nicht, Ihnen einen ausführlichen Plan dazu vorzulegen, bis wir nicht nur von Ihnen das Allgemeine eines solchen Planes genehmigt wissen, sondern auch insbesondere die Versicherung erhalten, daß die Ausführung derselben bei der ökonomischen Lage des Staates leicht möglich sei und daher auch die Genehmigung des Gr. Rathes gehofft werden könne. Deswegen wollen wir hauptsächlich über den Kostenaufwand, den eine solche Anstalt erfordern würde, noch einige Bemerkungen hinzufügen."

„Der Aufwand zur Errichtung einer solchen Anstalt kann dadurch schon sehr erleichtert werden, daß in dem Hauptort bereits mehrere evangelische Geistliche stationiert sind, welche geneigt sein würden, gegen billige Entschädigung als Lehrer bei dieser Anstalt mitzuhelfen . . . ."

„Aber doch ist es unmöglich, daß diese Anstalt auf diese anderwärts beschäftigten Lehrer eingeschränkt sei, wenn sie ihren Zweck erreichen soll." Es müßte also, fährt die Eingabe fort, doch ein eigener Lehrer, der seine Kraft ganz der Anstalt widmen könnte, angestellt werden mit einem Einkommen, das auf einen kenntnisreichen Mann spekulieren ließe.

„Und so müssen wir die jährlichen Unkosten, welche durch dieses Gymnasium auf die Staatskasse fallen würden, auf wenigstens 2000 fl. berechnen, wobei wir noch erwarten, daß die Stadtgemeinde Frauenfeld, welcher diese Anstalt von größtem Nutzen sein müßte, die Staatsausgabe wenigstens durch Sorge für das Lokale und für die kostenfreie Wohnung des Lehrers erleichtern würde."

Das war die erste Anregung im Kanton Thurgau zur Gründung eines Gymnasiums; die unzulänglichen Finanzen dieses jungen Staates ließen aber den Plan für diesmal scheitern; erst in den dreißiger Jahren wurde er wieder aufgenommen, und endlich 1853, freilich in ausgedehnterer Weise, verwirklicht.

Wer die Gründung des Gymnasiums am meisten betrieb, das war

der Provisor Gutmann. Das war ein höchst unruhiger Mann, dem es in seiner Stellung nicht gefiel. Wiederholt[53]) äußerte er dem Kirchenrath das Begehren, daß, wenn sein längeres Bleiben im Kanton gewünscht werde, sein Unterricht für Studierende als eine öffentliche Anstalt anerkannt werde und er deswegen einen Titel erhalte, offenbar in dem Glauben, der Titel „Professor" würde für ihn ein Pfand definitiver Anstellung an der projektierten höhern Lehranstalt sein. Die Kirchenbehörde machte aber die ganz richtige Erwägung: „Was hilft es, wenn er einstweilen zum thurgauischen Professor erhoben und öffentlich accreditiert würde, so lange über das Institut noch nicht entschieden ist? Gesetzt, das projektierte Gymnasium käme nicht zustande: wie gewiß würden wir uns dann mit der Bildung einer Professur dem neckenden Spotte derjenigen preisgeben, denen es ohnehin Freude macht, unserm Kanton etwas anhaben zu können! Der Titel eines Professors an einem Institut, das nirgends existiert, würde in der gelehrten Welt weniger als nichts gelten." Noch im Dezember machte er fieberhafte Anstrengungen theils beim Antistes theils bei den Regierungsräthen, die Erstellung des Gymnasiums zu beschleunigen; allein die Behörden konnten eine so wichtige Angelegenheit nicht übers Knie abbrechen und mußten ihn zur Geduld verweisen.

Geduld mußten die Studenten freilich auch mit dem Provisor haben, da er es häufig an Treue und Gewissenhaftigkeit fehlen ließ. So oft indessen P. in dem Tagebuch seinen Seufzern darüber Luft macht, nirgends verletzt er den Respekt, den ein Schüler seinem Lehrer schuldig ist; er war jetzt schon verständig genug, um jugendliche Ergüsse derart unterdrücken zu können. Sein Wesen zeigt überhaupt um diese Zeit schon etwas unjugendlich Gemessenes, fast möchte man sagen Greisenhaftes, und selbst wo er sich der Freude hingibt, hinken ihm allerlei altkluge Erwägungen und Bedenken hinten nach.

Eine besonders fröhliche Studentenzeit hatte ich in Frauenfeld nicht; immer arbeiten, kein Geld in der Tasche, oft Hunger im Leibe und mageren Tisch; ja, ich mußte schmal durch! Um mir etwas Taschengeld zu verschaffen, gab ich nicht nur dem jungen Keller, sondern auch dem Knaben des Kammerers Rahn in Aawangen Privatstunden; allein ich wurde schlecht und saumselig bezahlt. Seit 7 1/2 Monaten hatte Rahn mir einen elenden

[53]) Protokoll des KRathes vom 18. März und 12. Okt. 1814 und Missivenbuch desselben Bd. II.

Thaler zukommen lassen, und als ich ihm im November auf die Bude stieg, um ihm mitzutheilen, was mich drückte, sagte er, er wolle für den Winter seinen Jaques zu sich nehmen. Des andern Tages brachte mir der Junge zum Abschied 3 fl. 6 Kr. Da man ihn aber beim Bäcker Dummeli bis spät in die Nacht hatte spielen und im Junkholz sich berauschen sehen, so schöpfte ich Verdacht, er habe das Geld unterschlagen.

So war ich denn in Bezug auf kostspielige Vergnügen von selbst aufs Fasten angewiesen. Die meiste Freude bereitete mir das Schachspiel, welches ich im November des Jahres 1813 von Rüsch gelernt hatte. Als aber derselbe gen Zürich übergesiedelt war, mußte diese Unterhaltung über ein Jahr lang meistens brach liegen, bis am 17. Dezember 1814 Dr. Keller mich zu sich bat, damit ich es ihm zeigte. Er kannte noch gar nichts davon, war aber ein so gelehriger Schüler, daß er mich bei der siebenten Parthie schon besiegte, weil ich nicht recht aufpaßte. Von da an spielten wir oft mit einander. Am 21. Oktober dieses Jahres verfiel ich einer andern noblen Passion; ich kaufte mir die erste Pfeife und lernte schmauchen.

An demselben Tage kam Rüsch und sein gleichnamiger Vetter nebst zwei andern Studenten aus Schaffhausen zu uns auf Besuch. Sogleich verabredeten wir eine Lustbarkeit in gemischter Gesellschaft. Also mußten wir junge Mädchen herbeischaffen. Scher lud die Jungfer Müller aus der Schloßmühle, ich die Jgfr. Mörikofer ein; im ganzen waren wir unser 10 Herren und 10 Frauenzimmer. Wir begaben uns nach Ellikon; dort versuchte ich das erste Mal zu tanzen; es war dies jedoch für mich mehr Mühseligkeit als Vergnügen. Die Mahlzeit dagegen war sehr gut: Schinken, Fische, Braten, Kräpfchen, Torten ꝛc.; aber die Zeche war auch darnach: für 20 Personen 25 Gl. Einige begaben sich schon um halb 10 Uhr mit Fritz Vogler weg, den man in einer Kutsche abholte. Wir blieben bis nach Mitternacht; Scher und ich giengen allein nach Hause in dem abscheulichen Kothe.

Des andern Tages kneipten wir meistens im Kreuz, und abends waren wir wieder in einer so unglücklichen gemischten Gesellschaft, wo ich mich nun einmal nicht behaglich fühlte. Zudem galt ich nie weniger bei meinen Kameraden als unter Frauenzimmern, nie mehr als im Collegium und bei philosophischen Gesprächen, während Scher, der mindeste von uns in geistiger Beziehung, im Auftreten fast immer der erste war. Soviel vermag das Aeußere.

Das Jahr war nicht besonders günstig in Bezug auf die Witterung. Nach dem Regenwetter, das im August herrschte, trat ein solcher Frost ein, daß man versucht war, Winterstrümpfe anzuziehen. Wein gab es fast gar nicht; am 11. Oktober fand die Lese in Frauenfeld statt; ich half dem Herrn Präzeptor; aber in einer starken halben Stunde hatten wir alles beisammen. Dagegen fiel die Obsternte über Erwarten reichlich aus. Mein Vater gewann daraus einen recht hübschen Erlös, besonders von Birnen, da der Mutt 3 Gl. 15 und 20 Kr. galt.

Am Schlusse des Jahres wurde ich von Geschwüren geplagt. Dr. Keller verschrieb mir zum Abführen; allein dies bewirkte ein ziemlich starkes und beständiges Drücken auf der linken Seite der Brust und außerordentliches Herzklopfen, das zum Glücke bald wieder vergieng.

In unserm Kanton verbreitete sich eine Sekte sehr stark. Was mochte wohl die Ursache dieses Abfalles von der Kirche sein? Ist es nicht der Umstand, daß auf dem Lande zu viel Lehrhaftes in den Predigten geboten wird, das wohl auf den Verstand, nicht aber auf Gemüth und Einbildungskraft wirkt? Der ungebildete Landmann kann die feine Nahrung der gelehrten Vernunft nicht genießen; er begehrt immer etwas Gröberes für die Einbildungskraft. Daher gefallen ihm lärmende Predigten aus alten Predigtbüchern noch besser als die neuen hochstudierten kraftlosen. Daher hängt er sich an das, was ihn mehr unterhalten kann. Eine Sekte, die so eifrig vom tausendjährigen Reiche u. dgl. spricht, hat ihn bald gewonnen.

Am Abend vor dem Bettage (7. Sept.) schrieb P. in sein Tagebuch: „Hilf Herr! Mein Heiligthum hat abgenommen; meine Frömmigkeit ist fast ganz dahin. Zweifel beängstigen meine Seele; ich nahe mich nur mit Furcht zum Mahle Jesu; denn mein Herz ist seiner unwürdig geworden. Erhabene, aber boshafte Philosophie! Du hast mir den Weg, den Gott gegangen war, zu lebhaft, zu deutlich abgemalt, so daß ich darüber den Schöpfer selbst vergaß. O, gib mir meine Seele, du Philosophie, nicht nur mit erhabenen Ideen beschenkt, auch christgläubig zurück! Dies ist mein gegenwärtiger Gemüthszustand, und den soll ich bessern."

Ein paar Monate hernach bäumte sich sein von Hause aus christgläubiges Bewußtsein noch einmal gegen den Rationalismus auf, der auf ihn eindrang. In demselben Jahre 1813 nämlich, als aus Weimar, der damaligen Hochburg deutscher Bildung, die Briefe über den Rationalismus von dem Generalsuperintendenten Röhr ausliefen, erschien in Halle das Leben Jesu von Nazareth von Greiling. Dieses Buch kam auch dem jungen P., vermuthlich durch Vermittlung seines Provisors, in die Hände, und er las es im November 1814 und machte seine Notizen ins Tagebuch: „Greiling stellt Christum als das Ideal des Vernunftmenschen auf und zeigt in seiner Vollkommenheit als Mensch seine Göttlichkeit, weswegen er die Verehrung und Nachahmung der Menschen überhaupt verdiene. Es sei deswegen nicht nöthig, erst noch seinen übernatürlichen göttlichen Ursprung anzunehmen. Nachdem er dann festgestellt hat, daß auch der Glaube an ihn, der ja nur wolle, was die menschliche Vernunft gebiete, keiner Wunder mehr bedürfe, so geht er nun daran, das Wunderbare im Leben Jesu auszumerzen. Er nimmt z. B. die zwei ersten Kapitel des Evangeliums von Lukas als unecht oder als morgenländische Allegorie an und sagt, die drei Weisen aus Morgenland seien abergläubische, wohl gar thörichte Schwärmer[54]) gewesen. Dann macht er die Art von Christi Ausbildung abhängig von dem Klima Galiläas, das, froh und fruchtbar, geeignet gewesen sei, große Männer hervorzubringen. Bei dem verstorbenen Lazarus sagte der Herr nur, er liege im Scheintode, was bei der schnellen Begräbnis der Juden wahrscheinlich sei. Am Kreuze sei Jesus nur in Ohnmacht gewesen und die Wunde in der Seite nicht tödtlich; denn man wisse ja nicht, auf welcher Seite hineingestochen worden sei. Die Specerei und die angemessene (!) Temperatur des Grabes hätten ihn dann geheilt und noch vermocht, ihn zum

[54]) Bei Röhr sind es durchreisende Kaufleute.

Leben aufzubewahren. Das Erdbeben habe ihn zuletzt noch völlig erweckt. Bei der Verklärung mochten es Nikodemus und Joseph gewesen sein, die sich mit ihm über die Gesinnung der Jerusalemitaner unterhielten, und der Glanz, den die Jünger bei ihrem Erwachen sahen, war nichts als optischer Betrug der aufgehenden Sonne, die Wolke ein Nebel.[55]) Die Himmelfahrt geschah entweder am Abend oder am Morgen, nach der Gewohnheit Jesu; die optische Täuschung der Sonne und die rührende Abschiedsscene erregte in den Jüngern den Gedanken der wirklichen Himmelfahrt Jesu. Länger hätte Jesus dem Tode nicht entfliehen können u. s. w. Zuletzt lenkt Greiling wieder auf die sonderbare Zusammenstimmung der Natur- und Menschengeschichte bei Jesu Tod und findet darin die Vorsehung Gottes!"

„Aber wenn man nun doch einmal eine Vorsehung Gottes, einen alles leitenden Gott annehmen will, warum soll man ihn nicht auch in Jesu Schicksal erkennen? Warum soll man da alles dem Zufall zuschreiben? Entweder Natur und Zufall bei Jesu und in der ganzen Welt, oder göttliche Schickung in allem und göttliche Einwirkung auf Jesum. So ein Schwanken, wie Greilings, kann nicht eines weisen, echt religiösen Mannes sein."

Dank sei dir indessen, Greiling! Die vielleicht von mir nur geglaubte Inconsequenz hat mich, statt zu überzeugen, nur noch des Gegentheils belehrt und auch die Zweifel verscheucht, die ich vorher gegen die Göttlichkeit Jesu hegte. Die Beweise Greilings (und Chateaubriands in seiner Reise nach Palästina, die ich vor einiger Zeit gelesen) haben mich von der Wahrheit der Evangelisten überzeugt, die Zweifel nicht angefochten. So wird Gottes Ehre auch noch von seinen Feinden ausgebreitet."

1815.

Der Anfang dieses Jahres, das für mich wichtige Folgen hatte, vergieng in Lustbarkeit. Am Neujahrstage eilte alles nach dem Junkholz, ich auch. Mir, der ich nicht tanzte, ward es aber langweilig, und ich marschierte deshalb schon um 7 Uhr wieder

[55]) Nach Röhr war die Verklärung keine Verklärung, sondern die schlaftrunkenen Jünger wurden beim Erwachen vom sonnenbeschienenen Schnee der fernen Berge geblendet. Da möchte man doch mit dem Dichter ausrufen:

Wehre den Rationalisten mir nicht! Wer zeiget dir besser,
Welches erbärmliche Ding unsere Menschenvernunft?

heim; denn ich wollte mich nicht langweilen und für diese Langeweile noch viel Geld verbrauchen. Montag den 9. Januar feierten die Bürger Frauenfelds den Berchtoldstag[56]) mit der obligaten Salzisse und den drei Halben. Auch wir Studenten benutzten diese Gelegenheit und maskierten uns. Ich zog die Kleider der Magd des Provisors an; Vogler verkleidete sich in ein Bernermädchen, Scher in einen alten Rathsherrn mit Pelzrock, Hanhart in einen Türken. Vogler und ich giengen aber meistens unsre Wege, und bald legte ich meine Maske wieder ab, weil ich an den Hals fror.

Da der „schmutzige Donnerstag" dieses Jahr auf Mariä Lichtmesse gefallen und hiemit den Bürgern von Frauenfeld eine Gelegenheit zum Jux entgangen wäre, so verlegten sie dessen Feier auf den 26. Januar. Alles pflegte an diesem Tage ins Kreuz zu gehen, die meisten in Masken. Am Vormittage spielte man den „Küfertanz"; das war ein mimischer Tanz, wie man dergleichen in der Schweiz und Süddeutschland noch da und dort aufführt. Die klopfenden Küferknechte holen, wenn der Meister sich aus ihrem Gesichtskreise entfernt hat, Frauenzimmer und tanzen mit ihnen, statt der Arbeit auch in Abwesenheit des Meisters fleißig obzuliegen; wenn dann der Meister wieder erscheint, verstecken sie die Mädchen unter die Fässer und klopfen weiter, als ob nichts vorgefallen wäre. Scher und Hanhart spielten auch mit; Vogler und ich dagegen hielten das Mitmachen unter unsrer Würde. Am Abend tanzte ich nur wenig im Kreuz; denn weil ich es nicht gut konnte und keine Freude daran fand, so hatte ich kein großes Vergnügen. Auch der Fastnacht-Dienstag brachte mir nicht viel Freude; während nämlich meine Kameraden alle ins Kreuz giengen, mußte ich wegen Leibschmerzen zu Hause bleiben. Indessen, muß ich gestehen, war mir diese Ursache nicht sehr unwillkommen; denn ich hätte auch

[56]) Ueber diesen Berchtoldstag s. diese Beiträge, Heft 23, Seite 9 fgg.

wegen Geldmangels nicht mitmachen können und gab ohnehin nicht gerne Geld aus für Freuden, die für mich keine Freuden waren. Am folgenden Tage fand ich Grund, mich recht zu freuen daß ich nicht zum Ball im Kreuz gegangen war. Meine Kameraden (Hanhart, Scher, Vogler, Daniel Vogler, Fritz Vogler und Neuweiler) tanzten fleißig mit ihren Mädchen, speisten aber mit diesen, abgesondert von der übrigen Gesellschaft, in dem Zimmer, wo alles die Ueberkleider abgelegt hatte; dazu brachten sie diese Ueberkleider sammt den Betten in eine unverantwortliche Unordnung. Zum Unglück verschlossen sie, um nicht jeden Augenblick von solchen, die im Zimmer Geschäfte hatten, belästigt zu werden, die Thüre von innen. Natürlich entstand dadurch draußen eine Aufregung, die sich zuerst in Schimpfworten und bald darauf in Aeußerungen des Verdachts unanständiger Unterhaltung mit den Frauenzimmern Luft machte. Des andern Tages verbreitete sich das Gerücht über die Studenten in der ganzen Stadt herum, und da dachte natürlich niemand daran, daß ich nicht dabei gewesen war. Man drohte mit öffentlicher Rüge in der Predigt; ich versäumte daher die Kirche, weil ich als Unschuldiger nicht die Augen auf mich richten lassen wollte. Allein ich hätte getrost gehen können; denn die Sache wurde nicht erwähnt. Begreiflich wurde unser Unwille immer stärker über das schwatzhafte Frauenfeld; immer sehnlicher wünschten wir die Erlösung aus dieser Kleinstadt, die uns jetzt noch weniger Achtung angedeihen ließ als vorher.

Bald nach dieser Geschichte trat eine Woche Ferien ein (13. bis 19. Februar), weil Frau Provisor ins Wochenbett kam. Es war uns recht wohlthätig, wieder einmal andre Luft als die verdorbene Stadtluft zu athmen. Ich machte Besuche auf dem Lande bei meinen Verwandten im obern Thurgau, in Engwang und Bußnang, wo man mich wie immer sehr freundlich aufnahm. Meine Großmutter war sehr gerührt, als ich von ihr Abschied nahm; denn sie fürchtete, daß sie mich zum letzten Male

werde gesehen haben; es berührte sie aber sehr angenehm, als ich ihr erzählte, wie mir der Herr Pfarrer in Bußnang das Anerbieten zu predigen gemacht habe. Kaum war ich indessen am Samstag nach Frauenfeld zurückgekommen, so mußte ich auf Befehl meines Vaters nach Hause reisen, um ihm eine 6 Bogen starke Verwaltungsrechnung in Ordnung zu bringen. Bei dieser Gelegenheit brachte ich es denn durch Zureden so weit, daß der Vater mir erlaubte, alles anzuwenden, um aus Frauenfeld wegzukommen, und daß er mir das Versprechen that, mich aufs möglichste in diesem Bestreben zu unterstützen.

Wir hatten übrigens schon gleich nach Neujahr Schritte beim Antistes gethan, um von hier fortzukommen; allein er hatte uns zur Geduld verwiesen. Unser beständige Wunsch war es aber, daß kein thurgauisches Gymnasium zu stande käme, damit wir nicht noch länger in den kleinstädtischen Verhältnissen Frauenfelds leben müßten, wo man uns für nichts achtete. Mein Vater rieth mir damals noch, den Behörden nicht so oft im Ohre zu liegen, sondern die Sache gehen und den Antistes sorgen zu lassen; denn für unser eins sei es nicht gerade vortheilhaft, die Herren mit Drängen und Bitten vor den Kopf zu stoßen. Eine Zeit lang folgte ich diesem Rathe und ergab mich gelassen in das, was kommen sollte. Später litt es mich aber nicht mehr, namentlich nachdem in der Sitzung des Gr. Rathes vom 16. und 17. Januar die Frage der Erstellung eines Gymnasiums gar nicht zur Sprache gekommen war. Wir erkundigten uns über die Verhältnisse in Basel, Bern und Zürich, und am 8. März verfügte ich mich wieder zum Antistes und drang bei ihm wenigstens auf den Entscheid, ob wir überhaupt fortgehen dürften. Er bejahte es, lehnte es aber ab, dem Herrn Provisor die Ankündigung davon zu machen, mit der Bitte, wir möchten das selbst thun. Dies geschah denn auch noch am gleichen Abend. Der Provisor wollte uns in nichts entgegen sein, sondern bat nur um nähere Ueberlegung. Allein zwei Tage nachher fiel diese

ganze Hoffnung wieder zusammen. Man rieth uns zuzuwarten bis zur ordentlichen Sitzung des Gr. Rathes im Mai, wo entschieden werden müsse, ob ein thurgauisches Gymnasium zu errichten sei oder nicht. Das war ein Donnerschlag aus heiterm Himmel.

Der Kongreß in Wien konnte nicht verblüffter sein als wir über diesen Bescheid, da ihm ungefähr zur gleichen Zeit die Kunde überbracht wurde, Napoleon sei von Elba entflohen, am 1. März in Cannes gelandet und am 11. in Paris eingezogen. Diese unerwarteten Begebenheiten und die Anstalten der thurgauischen Regierung zur Grenzbedeckung erhoben unsern gesunkenen Muth wieder zu der nicht ganz leeren Hoffnung, es werde bei der drohenden Zeitlage kein thurgauisches Gymnasium errichtet werden. Ein tröstliches Anzeichen war es auch, daß der Provisor jetzt mehr Stunden für die alten Sprachen verwendete, damit es, wenn wir allenfalls auf ein fremdes Gymnasium kommen sollten, mit der Philologie bei uns nicht gar so übel bestellt sei. Hinter den Coulissen gieng nun auch mancherlei. Gegen Ende des Monats März war der Provisor mehrere Tage abwesend, um, wie nachher verlautete, sich in Aarau um eine Professur an der Kantonsschule zu bewerben. Wenigstens verlangte er am 10. April ein Zeugnis vom Kirchenrath über den Unterricht, den er uns während den zwei Jahren ertheilt hatte. Es wurde ihm ein solches in anerkennender Weise ertheilt und nach seinem Wunsche eine Kommission ernannt, welche uns vor seinem Abgange noch ein Examen abnehmen sollte; zugleich wurde uns von der Behörde die Erlaubnis gegeben, unsre Studien in Zürich fortzusetzen.

Das Examen selbst fiel ziemlich günstig aus. Da ich in letzter Zeit Ernst Platners Philosophische Aphorismen nebst einigen Anleitungen zur philosophischen Geschichte (2 Thle. Lpz. 1782 bis 1788) gründlich durchgelesen hatte, so wußte ich Bescheid über Leibnitzens Monaden und die harmonia praestabilita,

was mir sehr gnädige Blicke von den Herren Examinatoren zuzog. An dem darauf folgenden Tage eröffnete man uns im Gasthof zum Hirschen den Endbeschluß, der darin bestand, daß dem Herrn Provisor inniger Dank für seine mit uns gehabte Mühe dargebracht, uns aber die Weisung gegeben wurde, möglichst bald nach Zürich zu reisen und daselbst so zu studieren, daß man Ehre und Freude an uns erleben könne, dabei den Kirchenbesuch ebenso treulich zu beobachten, als wir wünschten, daß man einmal auch unsre Kirchenstühle nicht unbesetzt lasse.

(Fortsetzung folgt.)